

Russland

Versprechen an den Baikal eingelöst: Ich komme zurück! – August 2008

Sonntag. 3. August, Zug München – Moskau

Noch immer ist das Unbehagen nicht von mir gewichen, dieses unangenehme Gefühl von Unruhe und Angst vor dem, was mich erwartet. Der Gedanke, dass ich gar nicht los wollte, lieber in Ruhe zu Hause bleiben würde. Aber es wird sich schon ändern, wenn ich erst mal da bin und konkrete Pläne habe.

Ich habe das Gefühl, die einzige Deutsche unter lauter Russen zu sein. Mein Platz befindet sich in einem ganzen Waggon voller Damenabteile. Aber eben habe ich ein paar Deutsche gehört, wohl Kinder und ihre Mutter. Ganz nach russischer Art hatte ich gestern beim Einsteigen vor der Waggontür die Fahrkarte bei der Deshurnaja abzugeben – und das auf dem Münchner Hauptbahnhof!

Mittlerweile sind wir schon in Polen, diesmal ohne Passkontrolle, der EU sei Dank! Damals 2002 mussten wir in Frankfurt/Oder noch unsere Pässe zeigen und, so glaube ich mich zu erinnern, abstempeln lassen.

Unser Dreier-Abteil ist ziemlich eng, aber glücklicherweise sind wir nur zu zweit. Die Mitreisende ist eine wie aus dem Ei gepellte, bildhübsche, sehr aufreizend bekleidete Weißrussin, die heute nacht in Minsk aussteigen wird. Sie sieht aus wie eine, die all ihre Zeit und ihr Geld in ihre „Schönheitspflege“ investiert. Und ein perfekt modellierter Körper, nicht zu mager, nicht zu dick – eben perfekt. Ein Busen, der keinen BH braucht, und sie zeigt ihn auch...

Wir reden nicht viel, behandeln uns aber mit ausgesuchter Höflichkeit, und ich suche mein Russisch wieder zusammen. Klappt schon ganz gut. Draußen ist gerade eine heftige Diskussion im Gange zwischen der Deshurnaja und einem anderen Bahnmenschen. Dass sie sich so ungeniert und lautstark vor den Passagieren streiten, finde ich schon bemerkenswert. Die Nacht war recht unruhig, aber ich habe schon ausgiebig gelesen und werde es auch gleich weiter tun. Durch das Schreiben hat sich meine innere Unruhe etwas gelegt.

Später.

Die Grenzkontrolle bei der Einfahrt nach Weißrussland haben wir hinter uns. Der Zug hat angeblich schon zwei Stunden Verspätung. Allerdings weiß ich nicht, welche Zeit im Fahrplan jeweils angegeben ist – deutsche, Moskauer, Ortszeit? Wenn es die deutsche Zeit ist, liegen wir noch voll im Plan.

Ein etwas älteres, aber noch gar nicht gesetztes Paar aus München reist mit. Das sind richtige Abenteurer: Sie fahren dahin, wo echte Wildnis ist, irgendwo ganz weit im Osten. Dort haben sie einen Freund, von dem sie ein Boot leihen und dann einen einsamen Fluss langfahren wollen, drei Wochen. Zu Hause südlich von München züchten sie Bienen und versorgen einen Garten. Sie fahren mit dem gleichen Zug wie ich nach Irkutsk. Vielleicht lässt sich da eine Bekanntschaft schließen? Vielleicht kann ich sie in München mal besuchen und das Imkerhandwerk angucken?

In diesem Zug lässt sich kein Fenster öffnen – die Luft ist schrecklich. Vorhin in Warschau wurde der Zug auf dem Bahnhof ewig hin und her gestoßen, weil er neu zusammengestellt wurde.

Montag, 4. August, noch immer im Zug

Zwei Stunden Verspätung. Wir sind ohne weitere Grenzkontrolle nach Russland eingeritten. Meine Abteilmachbarin ist, wie alle anderen Leute mit Kindern in diesem Zug, in Minsk ausgestiegen, mitten in der Nacht. Jetzt ist es ganz ruhig, und ich konnte, ganz luxuriös, mich im Abteil von oben bis unten frisch machen, denn es gibt ein kleines Waschbecken. Nun ist alles gepackt. Ich bin gespannt.

Dienstag, 5. August, Perm II

Schon wieder sitze ich im Zug und nutze die Station Perm II zum schreiben. In Moskau kamen wir gestern, wie erwartet, mit zwei Stunden Verspätung an. Ich ließ meine beiden Deutschen zurück und schlug mich allein mit der Metro durch zum Jaroslavsky Voksal. Das war gar nicht so schwer, denn das Moskauer Metrosystem ist sehr übersichtlich, und aus München bin ich ja das U-Bahn-Netz gewöhnt. Am Jaroslawler Bahnhof erinnerte ich mich an damals, erkannte den Wartesaal wieder. Gab den Rucksack an der Gepäckaufbewahrung ab. Erster Akt war vorher am Belorussky Voksal, an dem wir angekommen waren, Geld zu tauschen. Da fiel mir zum ersten Mal wieder die russische Art der Unpersönlichkeit auf: Ich sah durch das Schalterfenster nur die Hände der Dame, die mir das Geld wechselte. Bei der Gepäckaufbewahrung blieb mir zumindest die Augenpartie des Angestellten verborgen. Auch am Fahrkartenschalter wurde ich nicht angeguckt, und fast immer ist man durch eine dicke Glasscheibe vom Gegenüber getrennt. Auch gucken die Moskauer überall in den Straßen und in der U-Bahn so, als würden sie erschossen für ein Lächeln. Warum nur? Sie sitzen in der U-Bahn und starren vor sich hin mit Leidensmiene. Dabei dachte ich, die Deutschen seien Trauerklöße. Die Moskauer schlagen uns um Längen.

Nachdem ich endlich nur noch den kleinen Rucksack zu tragen hatte, wollte ich mich registrieren lassen und fuhr zu der vom russischen Reisebüro, das mir die Fahrkarten besorgt hatte, angegebenen Adresse. An der besagten Hausnummer befand sich eine Spielhölle, doch ein paar Meter weiter wurde ich fündig und fragte mich durch. Dritter Stock, Zimmer 44. Ich klopfte und öffnete die Tür. Fand mich in einem Großraumbüro wieder, vollgestopft mit Schreibtischen und Rechnern, hinter denen Menschen saßen, die alle gerade eine furchtbare Botschaft erhalten zu haben schienen – mit so miesepetrigen Gesichtern starrten sie vor sich hin, und niemand reagierte in irgendeiner Form auf mich. Schon, als ich in der benachbarten Konditorei nach dem Weg hatte fragen wollen, war mir aufgefallen, wie langsam sich die Mädels hinter den Tresen bewegten. Und mich komplett ignorierten. Hier nun wieder das gleiche – faszinierend! Da steht man in einer Reiseagentur ungefähr 15 Leuten gegenüber – und niemand sagt etwas. Also ergriff ich die Initiative und fragte ohne Gruß und ohne Einleitung in den Saal, mit wem ich reden solle. Woraufhin das Mädels ganz vorn, neben deren Schreibtisch ich stand, sich herbeiließ, mich mit einem schwachen Nicken zum sprechen aufzufordern. Also erläuterte ich ihr mein Anliegen und konnte ihr ablehnendes Kopfschütteln nur mit der Vorlage des entsprechenden Vouchers vom Reisebüro entkräften. „Passport“, brummelte sie, und ich nestelte ihn heraus. Mit trägen Bewegungen kopierte sie die relevanten Seiten und brummelte, dass ich morgen um 16 Uhr wiederkommen solle. Das geht nicht, stellte ich fest, ich fahre heute abend schon weiter. Dann geht es nicht, brummelte sie, war aber zu einer weiteren Auskunft nicht bereit. Also sammelte ich Reisepass und Voucher wieder ein und hub an, ob sie mir vielleicht sagen könnte – schon schüttelte sie den Kopf. Ich muss noch immer lachen, wenn ich daran denke: Wenn die Moskauer das Wörtchen „nein“ und die Geste des Kopfschüttelns nicht mehr benutzen dürften, dann würden sie wie schweigende Salzsäulen wirken. Ich hatte Reiseinfos über Abfahrtszeiten einiger Schiffe am Baikalsee erfahren wollen, aber die gab es dort selbstverständlich nicht. Als ich fragte, was sie

hier überhaupt machen, gab sie in tiefbeleidigtem Ton zurück, dass sie eine Reiseagentur seien. Eben! Ich winkte ab und verließ diesen unwirtlichen Ort. Fand eine Post, fragte dort nach Internetzugang. Nein, sagte die Frau hinter der Scheibe und wies mir gleichzeitig den Weg in die zweite Etage zum Internet-Raum. Soll einer die Moskauer verstehen. Nach vielem Fragen fand ich in der Nähe auch einen Laden, in dem ich eine russische Prepaid-Karte fürs Mobilteil erstand, trat in Kontakt mit Mischa. Wir verabredeten uns. Danach bin ich ins Zentrum gefahren, marschierte über den Alten Arbat, durch laute Straßen zurück und zum Roten Platz. Fand zwischendurch ein Lebensmittelgeschäft und im Park einen Kwass-Stand mit nettem, lächelndem (!!!) Verkäufer, stellte mich dann vor das Mausoleum, um auf Mischa zu warten.

Aber jetzt geht mir das Gewackels des Zuges auf die Nerven. Morgen mehr.

Mittwoch, 6. August, irgendwo hinter Tjumen

Nun sind wir schon zwei Stunden weiter als Moskau.

Ich hab ganz vergessen, von dem ersten Schock in Moskau zu berichten. Als ich ohne großes Gepäck aus dem Jaroslawler Bahnhof trat, lag da ein junger Mann im Eingangsbereich, mit nacktem Rücken, denn die Jacke war ihm nach oben gerutscht. Neben ihm stand ein älterer Mann. Der trat plötzlich auf ihn ein und schrie ihn an, dass er aufstehen solle. Und trat wieder zu, immer in den Rücken. Dann packte er ihn am Schlafittchen und zerrte ihn in Richtung Tür. Der junge Mann am Boden hinterließ eine feuchte Schleifspur, er hatte einen hochroten Kopf – durch die ihn würgende Jacke? – und hielt die Arme verkrampft vor dem Oberkörper angewinkelt. Es war ein erbärmlicher Anblick. In mir kämpfte es: Ich wollte dazwischengehen, weil niemand der Umstehenden auch nur einen Blick für die beiden übrig hatte. Aber ich hatte den goldenen Grundsatz des Reisenden nicht vergessen: Als Ausländer nie einmischen! Der ältere Mann bemerkte meinen Blick und rief mir etwas zu, wohl um Zustimmung heischend. Ich stürmte hinaus und suchte nach einem Milizionär, die rennen hier doch sonst haufenweise rum. Fand ein paar Minuten später auch zwei, schilderte ihnen den Fall, so gut ich konnte. Und was taten die? Nichts! Wütend und enttäuscht betrat ich die U-Bahn. Beim letzten Blick zurück auf die beiden Männer hatte ich noch gesehen, dass der Jüngere jetzt mit nackten Beinen dalag, die er an den Körper zog. Der Alte musste ihm die Hose ausgezogen haben, und er trat weiter auf ihn ein. So kann man seine Würde verlieren. Sicher waren sie beide besoffen.

Aber wieder dorthin, wo ich stehengeblieben war.

Ich wartete vor dem Mausoleum auf Mischa. Als er kam, erkannten wir uns sofort – er, der große, hagere, fast schlaksige Kerl, den ich auf einem Foto schon mal gesehen hatte. Auch zwinkerte er mir zu, und wir verstanden uns sofort. Begannen zu schwatzen und spazierten einfach drauflos. Er hatte mir eine CD mitgebracht. Es war mir peinlich – ich hatte nichts für ihn. Dass ich daran nicht gedacht habe! Stundenlang sind wir spaziert: durchs GUM – dort sind alle Geschäfte, alle!, mit westlichen Markenläden belegt: Benetton, Dior, was weiß ich. Ich lese die Namen, kenne sie und vergesse sie danach wieder. Aber in der Passage stand auch eine Eisverkäuferin, die echtes russisches Eis in ihrer Truhe hatte, bei der suchte Mischa uns den „Eskimo“ aus. Boah, war der lecker, genau der Geschmack von hauchdünner Schokolade und Vanilleeis aus meiner Kindheit.

Mischa arbeitet bei einer Firma, die große Reklamen aufhängt. Er ist professioneller Kletterer, und so sieht er auch aus. Es ist – in Russland nicht unbedingt normal – ein ganz legaler, sozialversicherungspflichtiger Job. Und was für tolle Arbeitszeiten er hat! Vier Tage zu je zwölf Stunden, dann vier Tage frei. Dazu 27 Tage Urlaub im Jahr. Er ist sehr zufrieden mit diesen Arbeitsbedingungen, und so bleibt er vorerst dort, zumal er für seine kleine Familie –

Frau und zwei Kinder – ein Haus am Rand von Moskau bauen will. Aber eigentlich ist er Umweltschützer. Klar, ich hatte ihn ja damals auch über Albert und Natascha aus Blagoweschtschensk kennengelernt. Wie es den beiden gehe, wollte ich wissen. Albert sei sehr aktiv, ziehe viele Umweltprojekte auf, arbeite mit vielen Gruppierungen zusammen. Ja, die beiden seien auch immer noch zusammen. Schade, ich würde sie gern wieder besuchen. Und ich würde so gern helfen, ihr Umwelttourismusprojekt mit auf die Beine zu stellen. Aber wie soll ich das tun? Ich kenne mich doch in der lokalen Tourismusbranche überhaupt nicht aus. Wie kommt man an deutsche Reiseanbieter heran?

Mischa bummelte mit mir auch zum großen Kinderkaufhaus „Detsky Mir“, und grinsend stellte ich fest, dass mir dies noch ein Begriff aus dem Russischunterricht sei. Leider war es aber wegen Rekonstruktion geschlossen. Zuletzt bat ich ihn, mich in eine Lokalität oder an einen Ort zu führen, wo man Blini und/oder Pelmeni essen kann. So landeten wir in einem recht urigen Restaurant. Der Kellner meinte, Blini seien aus. Mischa stellte ihm gegenüber daraufhin fest, dass ich Deutsche sei und nur wegen der Blinis hier sitze, und wenn es keine gäbe, dann würden wir eben wieder gehen. Als ich zustimmend nickte, beeilte sich der Kellner zu versichern, er werde nachfragen. Und es gab Blini. Na also. So bekam ich meine Blini und Pelmeni mit Kartoffelfüllung, dazu Smetana.

Oh, die russische Smetana! Und ach, mein eingerostetes Russisch! Mir sind so viele grundlegende Wörter entfallen. Ich habe jetzt wieder eine Vokabelliste angefangen. Zum Essen bestellte Mischa frisch gepressten Obstsaft. Und er hat nicht erlaubt, dass ich ihn einlade. Das Restaurant kostete ihn ungefähr 28 Euro für uns beide.

Es war noch einigermaßen zeitig, so schlenderten wir weiter umher, kehrten auf verschlungenen Wegen wieder zum Roten Platz zurück. Dort an der Metrostation ging Mischa auf ein Dixi-Klo oder das russische Pendant dazu, und ich riskierte einen Blick auf die Uhr. Und war entsetzt! Es war schon kurz vor elf, in einer halben Stunde fuhr mein Zug! Mit einem Schlag war die Ruhe vorbei und ich nervös. Als Mischa wieder zum Vorschein kam, trieb ich ihn an. Wir flitzten in die U-Bahn, die hier ja glücklicherweise sehr oft fährt, und zehn Minuten später waren wir am Jaroslawler Bahnhof, 20 Minuten später stand ich mit Mischa, er mit meinem Rucksack auf dem Buckel, vor der Anzeigetafel. 25 Minuten später waren wir an den mindestens zehn Waggonen, die vor meinem Waggon standen, vorbeigeeilt, hatten mein Gepäck ins Abteil gestellt, und nun hieß es Abschied nehmen. Ich umarmte Mischa, dankte ihm für alles. Er lächelte und drückte mir drei zärtliche Küsse abwechselnd rechts und links auf die Wangen – das sei typisch russisch. Ich sollte ihm unbedingt schreiben, wann ich wieder da sei, denn er wolle mich mit dem Auto abholen. Und er habe Freunde in Irkutsk, denen wolle er schreiben, vielleicht könnten sie mir helfen. Ich war gerührt. Winkte, sprang in den Zug, und der fuhr los.

Der erste Blick ins Abteil war ein kleiner Schock: voll! Ich war ja als letzte gekommen, alles war gestopft mit Gepäck und Leuten. So habe ich mich ein bisschen sortiert, verstaute alles, die anderen auch, und dann konnte man sich umsehen und sich gegenseitig beschnuppern.

Ich schlafe unten links. Anfangs schien mir dies nicht so schön, ich hätte lieber die obere Liege belegt. Aber mittlerweile ist es in Ordnung, zumal die Abteilmachbarn hätten schlimmer sein können: Über mir liegt eine Frau in ungefähr meinem Alter, die beiden Liegen gegenüber werden von einer Mutter und ihrem vielleicht zehnjährigen Sohn mit Beschlag belegt. Die Frau über mir besucht ihre Mutter in Irkutsk. Mutter und Sohn kommen gerade von den Ferien in Sotschi zurück. Der Sohn ist krank, wahrscheinlich Mittelohrentzündung und Erkältung. Und sie bemuttert ihn, dass man es kaum glauben kann: zieht ihn an und aus, füttert ihn, gibt ihm alles in die Hand, nimmt ihm alles aus der Hand...

Dieser Zug ist anders als die, mit denen wir vor nunmehr schon sechs Jahren gefahren sind: mehr Stoffpolster. Und was ich einerseits übel, andererseits prima finde: Die Fenster lassen sich nicht mehr öffnen, dafür gibt es jetzt eine Klimaanlage.

Übel ist es, weil die Klimaanlage schrecklich ist und weil ich nun nicht mehr den Kopf in den Fahrtwind halten oder aus dem Fenster fotografieren kann. Gut ist es, weil jetzt nicht mehr die Abfälle aus dem Fenster fliegen. Der Abfallstreifen zu beiden Seiten der Gleise, der mir damals so unangenehm aufgefallen war, ist verschwunden. Auch gibt es neben der „normalen“ Toilette, die einfach alles aufs Gleis entlässt, jetzt auch eine „Bio-Toilette“, die alles auffängt. Ich frage mich nur, wohin das dann entsorgt wird. Und wir haben diesmal keine Deshurnaja, sondern zwei Deshurnys, zwei adrette Bengels. Täglich wird gesaugt, der Teppich im Gang wird geradegezogen, die Klos werden geputzt. Es gibt immer noch heißes Wasser aus dem Samowar und kaltes aus einem Hahn gegenüber, aber beides schmeckt scheußlich. Mehrmals täglich kommt jemand durch mit Snacks und Getränken. Aber wenn ich wirklich mal was kaufe – bin ja gut versorgt –, dann nur auf den Bahnhöfen. Jetzt kommen wir gleich nach Omsk. Drei Stunden weiter als Moskau. Ob es hier endlich Pelmeni gibt? Ansonsten sehe ich nur Piroshki und Beeren und abgepacktes Zeug.

Auf einem Bahnhof mit längerem Aufenthalt fand ich oder fand mich Joe wieder, der Deutsche, und kurz hinter ihm kam Gabi. Sie reisen erste Klasse, fünf Waggons entfernt. Abends habe ich sie in ihrem Luxusabteil besucht. Luxusabteil, wirklich. Allein der Weg zu ihnen war eine halbe Weltreise. Beim Übergang von einem Waggon zum nächsten erinnerte ich mich an den Aufenthalt in Brest, wo unser Zug das russische Untergestell verpasst bekam. In Warschau hatte man schon die Stromabnehmer gewechselt, hatte ich mir sagen lassen. Das Auswechseln der Räder war eine ziemlich aufwendige Prozedur. Man hob den ganzen Zug an, schob die alten Fahrgestelle weg und die neuen drunter und senkte den Zug dann wieder ab – Waggon für Waggon. Und hernach wurden wir mit recht wenig Fingerspitzengefühl wieder zusammengekoppelt, dass es krachte. Wenn man nun im fahrenden Zug über diese Koppelungen geht, ist man nur durch die beiden losen Bodenbleche vom rasenden Schienenstrang getrennt. Und welch ein Lärm! Die beiden haben also ein Abteil erster Klasse gekauft, das ist sehr rustikal ausgestaltet, fast wie auf einem Schiff: Mit viel Holz und Tauen und Spiegeln auf beiden Seiten, die Gardinen mit Wassermuster, die Tapeten eine Posterabbildung des Baikals, mit Fernseher und viel Platz. Sie zeigten mir Fotos ihrer letzten großen Reise in Russland, die sie für ihren Gastgeber mitgebracht hatten. Und Joe schenkte mir ein kleines Glas selbstgemachten Honig.

Jetzt sind wir auf dem Bahnhof Barabinsk, und ich bin den ganzen Bahnsteig hoch und runter gelaufen, hatte so einen wahnsinnigen Bewegungsdrang. Habe billig lokalen Räucherfisch erstanden, der duftet herrlich. Ist schon interessant, wie unterschiedlich die Angebote auf den verschiedenen Bahnhöfen sind. Mal ist alles voll von Leuten, so wie hier, mal steht kaum jemand da, und die paar bieten nur verpacktes Zeug an, wie in Omsk. Oh, der Räucherfisch duftet!

Vorhin habe ich eine ganze Zeit im Gang gestanden und aus dem Fenster gesehen in die unendliche Weite der Ebene. Mal ist es Feuchtgebiet, ewig weit mit Riedgräsern und Schilf bestanden, und es ist offenbar Weideland. Mal ist es Steppe. Dazwischen immer wieder Baumgruppen und Waldflecken eingestreut. Gestern waren es vor allem ausgedehnte Wälder, die wir durchfuhren. Und in all diesen leeren Weiten sind überall menschliche Spuren zu sehen: Stromleitungen, Hochspannungsmasten, Schilder, Wege, kleine Hütten, Ruinen, Häuser – aber nirgendwo Menschen. Wie ist es, in dieser Weite und Einsamkeit zu leben?

Donnerstag, 7. August

Eben, endlich, haben sie an einem Bahnhof Pelmeni und Blini verlaucht. Und ich hatte doch schon gegessen! Nun bin ich prallsatt und fühle mich unwohl. Es wird Zeit, dass die Zugfahrt zu Ende geht. Ich würde jetzt gern spazieren gehen.

Freitag, 8. August, Irkutsk

Warum überfällt mich immer in fremden Hotels die Einsamkeit? Überhaupt, als ich heute so durch Irkutsk lief, irgendwie lustlos, fragte ich mich, ob ich wirklich noch so gern allein verreise. Aber kann es sein, dass diese Zweifel immer dann kommen, wenn ich mich irgendwo nicht wohlfühle? Und keinen festen Plan habe? Ging mir das in Costa Rica und letzten Sommer in Deutschland nicht auch so? Dann wird es morgen sicherlich besser. Trotzdem habe ich Heimweh nach dem Vertrauten, fühle mich tatsächlich einsam. Irkutsk ist eine laute Stadt. Und wie bislang alle russischen Städte, die ich kennengelernt habe, nicht schön. Alles so runtergekommen, schmutzdelig, abgestoßen. Und vor allem der laute Verkehr und die schlechte Luft...

Die letzte Nacht im Zug habe ich schlecht geschlafen, konnte ewig nicht einschlafen, und morgens war ich todmüde. Der niedliche Deshurny schäkerte morgens mit einer der Touristinnen herum. Es regnete. Ich verabschiedete mich von meinen Abteihnachbarinnen, suchte auch das deutsche Paar, verabschiedete mich von ihnen, suchte die ersten für mich wichtigen Infos zusammen. Leichter gesagt als getan. Zuerst musste ich mich durch einen unglaublich vollgestopften Bahnhof durchdrängeln. Und dann rennt man in Russland immer von Pontius zu Pilatus, kommt niemals auf Anhieb an die richtige Stelle. Niemals. Aber zumindest habe ich das Hotel gefunden, das mir die Abteihnachbarin über ihre Mutter reserviert hatte – war schwer genug. Dort fanden sie für mich – nach anfänglichem weiß-nicht und geht-nicht – die Schiffszeiten nach Olchon und Severobaikalsk raus. Es hat sich nun herauskristallisiert, dass ich morgen früh mit dem Bus auf die Insel fahre und am kommenden Dienstag oder Freitag nach Severobaikalsk weiterfahren kann, mit dem Schiff. Den Termin überlege ich mir dann auf der Insel. Schade, Mittwoch oder Donnerstag wären die idealen Termine gewesen. Aber so? Einer von beiden Aufenthalten wird etwas knapp. Mal sehen. Ein Internet zu finden war die Katastrophe. Am vierten Ort, zu dem ich geschickt wurde, hatte ich dann endlich Glück. Danach bummelte ich durch die Stadt.

Am Ufer der Angara, gleich in der Nähe der drei Kirchen, lassen sich die Brautpaare fotografieren. Wie viele Hochzeitsgesellschaften habe ich heute gesehen – heute am 08.08.08? Mindestens fünf.

Hab Essen für drei bis vier Tage gekauft, der Rucksack ist schon wieder so schwer. Hoffentlich hält die Insel, was der Reiseführer verspricht. Ich gehe jetzt schlafen.

Sonntag, 10. August, Mittagspause bei Jalga, Insel Olchon

Mal wieder unerwartetes passiert, was aber nichtsdestotrotz recht angenehm war. Trotzdem der Reihenfolge nach.

Freitag abend im Hotel überfiel mich mal wieder die Frage nach dem Sinn des Reisens. Ob ich nicht vielleicht doch vor mir weglaufe? Aber dieses Gefühl der Sinnlosigkeit überkommt mich nur, wenn ich ohne Plan in fremden Städten strande. Jetzt, draußen, beim Wandern, stellt sich die Frage nicht – jetzt ist es toll. Doch dazu später.

Sonnabend früh um fünf klingelte der Wecker, und die Aussicht, heute endlich rauszukommen in die Natur, half beim Aufstehen. Kurz nach sechs verließ ich das Hotel, stand viertel sieben an der Haltestelle, und erst um sieben (!!!) schaffte ich es, einen Platz in einem Mikrobuss Richtung Zentrum zu ergattern. Dieser war hoffnungslos überfüllt. Trotzdem muss jeder, der aussteigen will, sich bis nach vorn zur Tür beim Fahrer durchdrängeln, auch mit sperrigem Rucksack. Da ich nicht wusste, wo der Bus genau langfahren würde, drängelte ich mich raus, sobald wir im Stadtzentrum waren, ging den Rest des Weges zu Fuß. Hatte sogar noch Zeit für's Eck, und das war auch gut so...

Am Bahnsteig oder besser gesagt Bussteig warteten schon viele Leute mit dicken Rucksäcken, und vor meinem geistigen Auge entrollten sich überfüllte Wanderwege und Zelte an allen Ecken...

Ich hatte meinen Platz ganz hinten zwischen einer Russin und einem jungen Kerl, der sich als Italiener entpuppte. Beide fragte ich nach der Dauer der Busfahrt. Sie sprach von drei, er von sieben Stunden, letztendlich wurden es acht. Und die hatten es in sich! Der Bus jammerte, jaulte, ächzte aus der Stadt raus, über flaches Land, hoch in die Berge. Er blies seine schlecht verbrannten Abgase in den Fahrgastraum – nach hinten, wo wir saßen. Auch der Staub der Straße sammelte sich hinten bei uns. Wie die Dachluken zu öffnen waren, blieb die ganze Fahrt über ein Streitpunkt zwischen uns da hinten und den Passagieren da vorn, die einigermaßen saubere Luft einatmeten und somit keinerlei Leidensdruck hatten... Am heftigsten verlief die Diskussion mit dem cholerischen Busfahrer. Gegen den nahm uns aber meine Nachbarin in Schutz, als sie ihn zur Ordnung rief, er solle doch uns ausländische Touristen nicht so unflätig beschimpfen!

Währenddessen entfaltete sich eine seltsame und schöne Landschaft ringsum: flache Hügel mit nichts bewachsen als einem kurzen, hellgrünen, bunt getupften Teppich.

Nach fünf Stunden Gerumpel und einer Pause kamen wir endlich zum Fähranleger, der uns rüberbringen sollte auf die Insel. Ich war inzwischen mit dem Italiener ins Gespräch gekommen, ein süßer Kerl, Marco. Irgendwie kamen wir darauf, dass ich ihn einlud, die Nacht bei mir im Zelt zu schlafen, denn ich habe ja meine beiden Sommerschlafsäcke mit, um sie zur Not ineinander zu stecken, wenn es nachts zu kalt wird. Leider hab ich nur eine Isomatte. Aber wir würden ihn schon polstern.

Der Anblick des Baikals war bezaubernd. Diese blaue Wasserfläche zwischen den Bergen unter einem mit schönen Wolken dramatisch bestückten Himmel! Wir mussten bestimmt eine Stunde warten, bis unser Bus und einige dicht an dicht gepackte Autos mit dem zweiten Schwung auf die Fähre kamen. Ich musste relativ dringend mal ums Eck, aber als ich das Eck sah und nach einiger massiver Überwindung auch nutzen wollte, ging es mir wie damals in China: Es ging nicht! Ein Loch im Boden, die eine Wand seitlich offen, und dazu war es dermaßen verdreht... Hinter mir warteten noch paar Mädels und scharrten mit den Füßen. Und ich hockte da – und konnte nicht. Wie damals in China – es ging einfach nicht. Erst abends, schon am Schlafplatz, war es soweit...

Der Bus fuhr auf der Insel Olchon weiter, eine knappe Stunde bis nach Chuzir. Dort rätselten wir hin und her, was zu tun sei, probierten dies und fragten das, kamen auf keinen grünen Zweig. Heute sollte überhaupt nichts mehr nirgendwohin gehen. Dabei hatte Marco sich das Kap Choboi an der Nordspitze der Insel anschauen wollen. Ich wollte von Chuzir aus wieder südlich wandern. Zuletzt haben wir die Tour für ihn für heute buchen können und auch die Rückfahrt nach Irkutsk für heute abend. Er kaufte in einem kleinen Laden Trinkwasser und etwas zu schnabulieren. Dann nahm ich ihn ins Schlepptau, und wir verließen den Ort nach Süden auf der Suche nach einem guten Platz fürs Zelt. Den fanden wir auch recht nah am Ort in den Dünen neben lichtem Kiefernwald. Aber wie sah dieser Wald aus! Auch die Dünen und drüben der Strand: überall Müll, Abfall, Glasscherben, einfach unvorstellbar für uns.

Wir standen am Baikalufer, und Marco überlegte, ob er ins Wasser gehen sollte. Ich bevorzugte die Waschung: Mit den Füßen ins Wasser, den Rest mit dem Lappen erledigen. Marco aber zog sich wirklich aus und sprang rein und juchte. Das Wasser ist kalt, sehr kalt. Der Wind, der vom Wasser weht, auch.

Dann stiegen wir wieder hoch zum Schlafplatz, Zelt aufbauen. Marco fragte mich aus, hatte mitbekommen, dass ich „anders bin als die anderen“, wie er sagte, wollte von meinen Reisen wissen, von meinen Erfahrungen in China, Indien, Nepal. Er ist nämlich jetzt auf einer mehrmonatigen Reise durch Asien, seine ersten vier Wochen hier in Russland. Danach, morgen oder übermorgen, will er nach Ulan-Bator, in die Mongolei. Von ihm hab ich den Tipp mit Couchsurfing, mal sehen, wie das ist. So wohnt er immer bei Einheimischen. Marco ließ sich von mir erklären, wie es kommt, dass wir den Mond in seinen verschiedenen Gestalten sehen, ließ sich von Sternen, Planeten und Sonnen erzählen, fragte mich alles mögliche andere über die Natur, die Welt und das All – und ich war bissel stolz, dass ich vieles von dem zu beantworten wusste, was er schon immer hatte wissen wollen. Die Nacht wurde recht ruhig, nur morgens erwachte ich von der Kälte.

Wir frühstückten zusammen, dann gab ich ihm den Laufpass, damit er nicht zu spät zu seiner Tour komme. Als er weg war, sog ich die Ruhe in mich ein, die ringsum war. Beobachtete die riesigen Möwen, Nebelkrähen, einen Specht, diverse Raubvögel. Wanderte runter zum Strand und füllte meine Flasche auf. Goss das Wasser durchs Tuch und chlorte es nach Vorschrift. Das Ergebnis schmeckte eklig nach Chlor, aber ob ich das Wasser denn einfach so trinken kann?

Und dann wanderte ich los, aber davon schreibe ich heute abend.

Abend.

Wider Erwarten oder entgegen meinen Befürchtungen habe ich ein schönes Plätzchen für die Nacht gefunden. Nicht ganz allein, aber von den anderen Campern, alles Russen, nahm ich an, trennen mich mindestens 200 Meter. Es ist sehr erholsam, in einem Land zu reisen, in dem es auch einheimische Touristen gibt. Nicht so wie in Costa Rica, Südafrika, Bolivien, Indien oder Nepal, wo der allergrößte Teil der Bevölkerung zur arm zum verreisen ist. Dort wird man als Touri sofort erkannt und als Cash Cow angesehen. Deswegen fühle ich mich hier sicher: Weil mich kaum jemand besonders ansieht. In Russland nimmt man kaum Notiz von Ausländern, bedrängt sie nicht mit begehrlchen Blicken, spricht und bettelt sie nicht an. Im Gegenteil. Die meisten sind vor allem sehr hilfsbereit.

Hier auf der Insel habe ich heute nur russische Touris getroffen. An den schönen Buchten stehen sie mit Zelten und oft auch Autos, meist zu mehreren, nur einmal sah ich ein einsames Paar in einer niedlichen, kleinen, lauschigen Bucht. Das Wandern war so schön! Einfach querfeldein über die niedrigen Matten, betupft mit Blüten. Manchmal war es wie eine Aromatherapie, denn ich wanderte durch duftenden Thymian, Wermut, Lauch, eventuell Rosmarin. Entdeckte Flockenblumen, eine Enzianart und viele andere Blumen, die ich nicht kenne, oder Verwandte bei uns heimischer Arten. Ich folgte beim Wandern mehr oder weniger der Küste. Oh diese Küste! Derartig schön, wild, hochfelsig an den vielen Auswölbungen, dazwischen eingestreut sanfte Buchten – in denen die Russen campen. Teilweise waren diese Buchten sauber, aber eigentlich liegt fast überall irgendwo Abfall rum, zumindest dort, wo man sich gern aufhält. Nur oben auf den Wiesen und Weiden, oberhalb der hohen Felsenküste traf ich lediglich auf Kühe und ihre Hinterlassenschaften. Dort oben konnte ich mich vollkommen allein und wie am Ende der Welt fühlen. Beobachtete Möwen, Uferschwalben, Raubvögel – möglicherweise Sperber und Milan. Ergötzte mich an den Blumen. Und immer wieder die Ausblicke auf die wilde Küste hier, die Bergflanken an der Festlandküste drüben, dazwischen das unglaublich blaue Wasser des Baikals. Mittag hielt ich

am Strand einer Bucht, an der auch Kühe und später Schafe grasten. Die Sonne brannte, aber der Wind wehte direkt kalt vom Wasser aufs Land.

Nun, am Abend, hat er gedreht und pustet mir vom Land her kühl in den Rücken. Die Sonne steht noch recht hoch, zieht aber schon einen Lichtstreifen über das Wasser.

Von Chuzir einfach zurückzuwandern, ohne Touri-Highlights, war die richtige Entscheidung. Die Stille jetzt ist phantastisch. Ganz leise plätschern ab und zu die kleinen Wellen, der Wind säuselt mir in den Ohren, im Hintergrund Möwen und Bachstelzen mit ihren vereinzelt Ruf. Sonst nichts. Welch eine Wohltat nach der lauten Woche: Züge und lärmende Großstädte. Auch die Landschaft ist eine Wohltat fürs Auge: eine Komposition aus grün und blau, einfache, klare Linien, die Berghänge, die Umrise der Berge, der gerade Horizont des Sees – alles dazu geeignet zu beruhigen, zu entspannen. Nein, ich finde die Landschaft absolut nicht eintönig oder langweilig.

Heute Mittag, als ich mit geschlossenen Augen auf der Isomatte lag und die Wellen ans Ufer rauschten, fühlte es sich wieder an wie zu Hause am Strand. Ich hatte Heimweh, und ich merkte, dass vor meinem geistigen Auge, als Inbegriff des Heimwehs, das Bild meiner kleinen Wohnung am Schwanenteich erstand, der Wohnung, die ich nach der Weltreise für nur elf Monate bewohnte. Ich war dort sofort ganz intensiv zu Hause, denn vorher hatte ich ein Zuhause über 16 Monate vermissen müssen. Interessante, aber vor allem traurige Erkenntnis: Ich bin in meiner Münchner Wohnung nicht zu Hause.

Montag, 11. August, kleine Bucht

Bevor ich von gestern abend erzähle, will ich erst mal loswerden, was eben passiert ist. Auch muss ich sowieso noch warten, bis die Klamotten trocken sind.

Für die lange Mittagspause habe ich heute eine kleine, einsame Bucht entdeckt, vielleicht 100 Meter lang. Ein Traum! So habe ich mich hier niedergelassen und beschloss, große Wäsche zu machen. Zog alles aus, suchte auch den Kram aus dem Rucksack zusammen und wusch erst die Klamotten, dann mich selbst. Spülte mich ab, indem ich mich einmal komplett im eiskalten Baikal eintunkte! Die Klamotten breitete ich zum Trocknen auf den Steinen aus. Zog mir BH und Schlüpper wieder an – immerhin bin ich hier nicht an der Ostsee, und man kann nie wissen! Und setzte mich auf die Isomatte, aß Mittag. Dann holte ich die Karte heraus und vertiefte mich darin. Wo war ich wohl? Wie wollte ich weitergehen? Ob ich es heute noch bis zur anvisierten Bucht schaffe?

Plötzlich bemerkte ich im Augenwinkel eine Bewegung in Richtung zum Zugang zur Bucht. Blickte auf. Den Hund sah ich zuerst, er schnappte nach den Wellen und soff. Ich muss mir immer wieder in Erinnerung rufen, dass ich hier nicht am Meer bin, sondern an einem See mit Süßwasser! Und dann erblickte ich den Reiter. Ein recht kleiner Mann, auf einem braunen Pferd sitzend. Er saß da und starrte mich an. Nach einem kurzen Blick senkte ich die Augen wieder auf die Karte: Den Schreck musste ich erst mal verdauen. Dann blickte ich wieder auf. Er nickte mir grüßend zu, ich grüßte zurück. Blöde Situation, er starrte mich an wie eine Erscheinung, mit brennendem Blick. Mich, die ich da hellgliedrig und halb nackt saß. Mein Herz fing an zu klopfen. Nur ruhig bleiben. Der Mann lenkte sein Pferd in meine Richtung. Als er fast auf Höhe meiner Klamotten war, sagte ich, natürlich alles auf russische: „Vorsicht, meine Klamotten!“ Er blieb stehen, wie von mir erhofft. Ruhig stand ich auf und blickte mich nach etwas zum anziehen um. Die Regenjacke war greifbar, sie lag auf dem Kram, der eigentlich in die Hosentaschen gehört. Ich zog die Jacke an und legte den Kleinkramstapel – meine Wertsachen! – ins Deckelfach des Rucksackes. Nur keine Nervosität. Dann schloss ich die Jacke mit einer Hand und trat auf den Mann zu. Woher ich komme, fragte er. Ich sagte es. Er sei Usbeke. Ich streckte die Hand vor und berührte die Blesse seines Pferdes. Grinste über den Hund, der sich ins Wasser gelegt hatte und sich jetzt darin wälzte. Nur keine Nervosität.

Der Mann verschlang mich mit seinen Blicken. Ob ich ganz allein unterwegs sei, fragte er. Das hatte ich erwartet. Nein, log ich, ich sei mit meinem Freund unterwegs, der aber gucke sich noch bissel um und käme gleich. Innerlich klopfte ich mir auf die Schulter für diesen Satz. Obwohl ich natürlich nicht erwarte, dass jeder Mann, der in einer einsamen Bucht unvermutet eine einsame, halbnackte Frau trifft, gleich zum Verbrecher wird, war dies sicherlich die beste Antwort. Ich blickte dem Mann gleichgültig und unverbindlich in die Augen. Helle Augen in einem dunklen, wettergegerbten Gesicht. Hellgrün mit dunklem Rand, so brannten sie mir entgegen. Viele Russen oder Bewohner dieser Gegend, die ich Russland und ehemalige Sowjetrepubliken nenne, oder sagen wir, die Russische Welt – viele dieser Menschen haben phantastische Augen. Der Mann war auch sonst nicht hässlich, und sehr alt schien er auch noch nicht, aber das kann ich nicht schätzen. Sie wirken hier meist älter als sie sind. Ich wandte mich ab, kehrte zur Isomatte zurück, setzte mich und vertiefte mich wieder in die Karte: Das Gespräch war für mich beendet. Der Mann schickte sich an, sein Pferd weiter auf mich zuzutreiben. Mit drohender Stimme wiederholte ich: Vorsicht!, und wies auf meine Klamotten. Endlich. Er ließ das Pferd ein paar Schritte rückwärts gehen, wandte es um, rief seinen Hund und verließ die Bucht. Ich seufzte und stellte fest: Das ist eins der Dinge, vor denen ich mich beim Alleinreisen fürchte.

Dienstag, 12. August, warten aufs Schiff

Je mehr man erlebt, um so mehr gerät man mit dem Schreiben in Rückstand. Also einfach der Reihe nach.

Vorgestern abend an der langen Bucht.

Bevor ich dorthin gelangte, wanderte ich wieder durch fast weglose Steppe. Das ist für einen Europäer wie mich, die wir doch daran gewöhnt sind, immer irgendwelchen Wegen zu folgen, eine ganz neue Erfahrung. Naja, zumindest konnte ich mich nicht verlaufen – rechts begrenzte das Ufer den Bereich, irgendwo fern links musste die Straße sein, und der Streifen dazwischen war der gewissermaßen zu Begehende, Hauptsache, immer gen Süden. Gegen Spätnachmittag gingen meine Wasservorräte zur Neige, aber eine Bucht war nicht in Sicht. Ich stellte mich schon darauf ein, diese Nacht ungewaschen ins Bett zu gehen, da öffnete sich nach einem Höhenrücken vor mir der Blick auf eine ferne weite Bucht, und ich beschloss, das Kap davor zur Rechten liegen zu lassen und querfeldein direkt darauf zuzugehen. Beim Näherkommen bemerkte ich einige Zelte am linken Ende der Bucht und beschloss, mich irgendwo rechts niederzulassen. Fand auch ein Plätzchen direkt am Wasser ungefähr 200 Meter von den Campern und 100 Meter vom anderen Ende der Bucht entfernt. Kein Baum, kein Strauch. Ich wollte den Sonnenuntergang abwarten, um dann diverse Geschäfte im Sichtschutz des Zeltles erledigen zu können.

Aber meine Pläne wurden durchkreuzt.

Ich hatte das Zelt aufgebaut, Abendbrot gegessen und es mir mit dem Buch auf der Isomatte im Sand bequem gemacht. Da kam ein Uasik an, einer dieser russischen unverwüstlichen Kleinbusse, mit einem beladenen Bootsanhänger im Schlepptau. Sie fuhren an mir vorbei und ans nahe Ende der Bucht, ließen dort ihr Boot zu Wasser. Zwei der drei Personen stiegen ein und fuhren mit Höllenlärm raus in die Bucht, die dritte Person entfachte derweil ein Feuer. Es sah ganz so aus, als ob sie sich dort für länger einrichteten. Später kam noch ein Auto mit Boot, auch sie fuhren aufs Wasser raus. Wieder etwas später kehrten die beiden ersten Männer zurück und setzten sich zu der Frau – das hatte ich erkannt – ans Feuer. Ich kroch ins Zelt, denn es wurde kalt. Beschloss, für das Geschäft die Dunkelheit abzuwarten. Zog mich um zur Nacht, kam wieder raus, bereitete die Zahnbürste vor – da sah ich einen der Männer den Strand entlangschlendern, direkt auf mich zu. Was wollte er? Mit gezückter Zahnbürste

erwartete ich ihn. Es war bestimmt ein Burjat, das sah ich an den asiatischen Augen. Er grüßte, fragte, warum ich hier ganz allein und ohne Feuer sitze. Ob ich zu ihnen käme, Tee trinken. Das fand ich nett. So legte ich die Zahnbürste vorsichtig nieder – für später –, griff die Fototasche und folgte ihm. Am Feuer hatten sie alte Kisten umgedreht und auch zwei Autositze aus ihrem Fahrzeug aufgestellt. Über dem Feuer stand ein Metalleimer, in dem etwas kochte. Ich solle eine Schüssel und einen Löffel holen, dann bekäme ich Suppe, sagte man mir. Vorher hatten sie sich vorgestellt: Der Burjat, seinen Namen habe ich vergessen, Tanja, Tschuwaschin. und Igor, ihr Mann, Russe. Sie waren sehr sympathisch, und alle drei waren sie dick verummt. Nun, es war auch schon kalt. Ich holte also mein Essgeschirr und erhielt einen Schlag Suppe. Die beiden Männer seien Fischer und hätten gerade die Netze ausgebracht, um Omul zu fangen, den für den Baikal typischen und hier auch endemischen Fisch. Sie würden nachts hierbleiben und noch morgen früh die Netze einholen. Tanja sei nur so mitgekommen. Ich solle auch Fleisch nehmen. Dicke Brocken gekochten Fleisches lagen auf einem Teller. Man suchte mir ein großes, recht mageres Stück raus, also eins, an dem keine so fette Speckschwarte hing. So löffelte ich die fette Suppe mit Kartoffeln und Nudeln aus der Tasse, hielt in der linken Hand das Stück Fleisch und biss davon immer wieder ab. Es schmeckte köstlich. Schweinefleisch aus eigener Zucht, wie sie mir versicherten. Doch mein Magen, derzeit nur auf trockenes Brot und Käse eingestellt, war überhaupt nicht begeistert: Zehn Minuten nach der Suppe, wir saßen bei Tee und Keksen, stieg auf einmal eine bereits von früher wohlbekannte Schwäche in mir auf, während diverse Dinge in meinem Innern sich sehr eilig nach unten verabschieden wollten. Gut, dass es dunkel war, sonst hätten sie sicher bemerkt, dass ich plötzlich blass geworden war. Aber ich konnte jetzt, mitten im Gespräch, schlecht aufspringen und wegrennen. Also riss ich mich zusammen, spannte diverse Muskeln an, und nach ein paar Minuten hatte ich mich wieder einigermaßen unter Kontrolle, auch die Schwäche war gewichen.

Währenddessen fragten sie mich aus und erzählten von sich. Wir verglichen deutsche und russische Löhne und Preise, politisierten. Ich erfuhr, dass der Burjat 36 Jahre alt sei, verheiratet, zwei Kinder habe, als Fischer nachts und als Taxifahrer für die Touris tags arbeite. Jetzt in der Sommersaison schlafe er nur sehr wenig. Tanja und Igor haben sich während des Lehrerstudiums kennengelernt. Sie wollten beide Geschichtslehrer werden, studierten in einer fernen Stadt, deren Name mir entfallen ist. Aber Igor arbeitet jetzt auch als Fischer hier. Tanja ist zu Hause. Sie haben zwei Kinder, die im Moment bei der Oma sind. Deshalb hatten sie Tanja zum Fischen mit rausgenommen. Tanja wirkte sehr ruhig, mit dunklen Augen und schwarzem Haar, in das sie rote Strähnen gefärbt hat. Igor gefiel mir. Auch er hatte so faszinierende russische Augen, sehr hellblaue Iris mit dunklem Rand, und diese Augen leuchteten aus seinem gebräunten und wettergegerbten Gesicht über einer schönen Nase und vollen Lippen. Ein hübsches Paar, nur war Tanja schon ein wenig aufgegangen.

Warum ich allein reise, ob ich Kinder habe, warum ich keine wolle, wie alt ich sei. Als ich sagte, 35, da lachten sie und sagten, unglaublich, sie hätten mich zehn Jahre jünger geschätzt. Wie schmeichelhaft. Tanja und Igor sind beide erst Mitte 20, wirken für mich aber älter, so alt wie ich. Und den Burjat mit seinen 36 Jahren hatte ich auch zehn Jahre älter geschätzt. So prägt die Lebensweise die Menschengesichter. Ich sei recht hübsch, vor allem für eine Deutsche, stellten sie fest. Wie bitte??? Nun, die Deutschen, die sie bislang gesehen hätten, seien nicht unbedingt ein attraktiver Menschenschlag. Die Nasen seien oft so groß. Und viele seien sehr dick. Nicht doch, verteidigte ich mein Volk, das ist doch bei den Amis noch viel schlimmer. Da stimmten sie zu. Nun, ihr Kompliment war sehr schmeichelhaft für mich, aber nicht besonders nett für mein Volk, nicht? Wie denn mein Verhältnis zu den USA sei, wollte der Burjat wissen. Ich verdrehte die Augen, und er grunzte zustimmend. Dann zählte Igor auf, wo überall die USA, vor allem unter Bush, Kriege angefangen hätten.

Apropos Krieg, hakte ich nach, ich hätte in Irkutsk im Hotel in den Nachrichten Kriegsbilder von Süd-Ossetien gesehen, was denn da geschehen sei. Ein erneuter Konflikt sei ausgebrochen, erklärte mir Igor, aber die Details konnte ich seiner sprudelnden Rede nicht entnehmen. Er berichtete auch von Konfliktherden, die uns in und um Russland herum ein Begriff sind. Diese Regionen kämpften um ihre Unabhängigkeit, seien aber größtenteils mehrheitlich von Russen bewohnt. Irgendwo muss vor nicht allzu langer Zeit eine Vertreibung oder ein Massaker an Russen stattgefunden haben, 3000 Russen, vor allem Frauen und Kinder, seien – tja, was? – vertrieben oder ermordet worden. Igor ereiferte sich, er scheint sich sehr für diese Problematik zu engagieren. Und so sprach er schnell und undeutlich, und ich war zu höflich oder zu schüchtern, ihn immer wieder zu unterbrechen und um Wiederholung des Satzes zu bitten – und verstand nur die Hälfte.

Irgendwann spürte ich, dass ich mich nicht mehr lange würde zusammenreißen können. So gähnte ich ein paarmal demonstrativ und verabschiedete mich ins Bett. Der Burjat ließ es sich nicht nehmen, mich durch die Dunkelheit die 50 Meter bis zu meinem Zelt zu bringen. Zwischendurch betrachteten wir die Sterne. Hier ist die Milchstraße ganz klar zu sehen, wow! Und so viele Sterne! Die, die wir auch kennen, scheinen hier noch heller zu leuchten. Die Luft ist trocken, keine große Stadt in der Nähe – also ist da nichts, was den Sternen im Wege sein könnte.

Als ich allein war, konnte ich endlich alles „erledigen“, und geschlafen habe ich danach prima.

Jetzt ist hier auf dem Bootsanleger ein Trupp junger Russen angekommen, die mich auf ein Glas Wodka eingeladen haben. Ich habe dankend abgelehnt. Schon gar nicht bei dieser Hitze.

Weiter im Text zu gestern.

Frühmorgens hörte ich die Fischer mit dem Boot rausfahren. Als ich kurz nach sieben aus dem Zelt kroch, kamen sie gerade zurück. Ich machte mich schnell frisch und ging rüber, sie zu begrüßen, ihren Fang in Augenschein zu nehmen. Eine große Blechwanne voll Omul stand im Boot. Nun, er sieht wie ein gewöhnlicher Fisch aus, ich würde ihn von anderen Fischen nicht unbedingt unterscheiden können. Der Fang sei nicht besonders, gab der Burjat zu, in guten Zeiten würden sie fünf oder sechs solcher Blechwannen voll fangen. Für jeden Fisch bekämen sie 20 Rubel, also ungefähr 60 Cent. Sie verkaufen ihn direkt in Chuzir. Die beiden Fischer wollten los, zur „Arbeit“, Touris kutschieren. Tanja würde hierbleiben. Ich solle mit ihr Tee trinken und Omul essen. Damit fuhren sie davon.

Ich kramte bisschen in meinen Sachen rum, brachte dann, was ich zu Essen anzubieten hatte, mit zur Feuerstelle. Wir entzündeten das Feuer, setzten Teewasser auf. Tanja wollte nur Tee, so aß ich mein Müsli allein. Und dann eröffnete Tanja mir, sie werde ihren Bruder in Severobaikalsk anrufen, er solle mir helfen, ein Hotel zu finden. Aber der Handyempfang wollte nicht klappen. Mein Handy hatte am Abend zuvor, direkt am Feuer, den Geist aufgegeben. Ich hoffe, ich kann es nachher auf dem Schiff aufladen. Hab es ja nur wegen Mischa überhaupt mitgenommen, pah! Nie wieder nehm ich so ein Teil mit auf die Reise. Tanja gab mir die Telefonnummer ihres Bruders Sascha, ich solle ihn dann so bald wie möglich anrufen. Mittlerweile hatte sie begonnen, die frischen Fische, die die Männer ihr dagelassen hatten, auszunehmen, zu putzen und kleinzuschneiden. Ob ich bleibe wolle? Die Männer würden mich morgen mit dem Auto zum Fähranleger bringen. Ich lehnte dankend ab – ich wollte wandern, hatte auch in der letzten Zeit schon viel zuviel gegessen. Also packte ich alles zusammen, verabschiedete mich. Sie sind alle so hilfsbereit!

Tanja würde mich über eine ziemlich lange Strecke beobachten können, wenn ich oben auf dem Steilufer entlangwanderte. So zog ich ab, winkte noch mal, und los ging's.

Es war wieder wunderbar. Ich folgte dem Lauf der Küste, aber oft sprangen die Felsen in spitzen Kaps weit vor ins Wasser, da kürzte ich ab. Schöne Blumen, würzige Kräuter. Das

war genau das, was ich wollte: Einfach querfeldein wandern, vollkommen allein, weite Sicht, Sonne von oben, die mich wegen des Hutes nicht störte, und der Wind kühlte mich. Immer wieder die atemberaubenden Ausblicke auf die Küste, kleine vorgelagerte Inseln, Kaps und Buchten. Dann fand ich die schon beschriebene kleine, einsame Bucht. Seit dem Besuch des Mannes war ich unruhig geworden, wartete nur darauf, dass die Klamotten bald trocken seien. Dann zog ich durch weite Ebenen, begrenzt von sanft geschwungenen Hügelketten. Es ging oft hinauf und hinab, und ich setzte immer nur Fuß vor Fuß und blickte mich um. Genoss die Stille, die durch das Zirpen der Grillen und das Geschrei der Möwen nur vertieft wurde. In der ganzen weiten Ebene, soweit ich blicken konnte, war niemand zu sehen, absolut niemand. Mal fand ich eine Fahrspur oder eine Trift und folgte ihr. Oder ging querfeldein. Und erwartete mit zunehmender Sehnsucht die Buchta Shagli, von der aus das Schiff fahren sollte. Jeden Höhenrücken erklomm ich mit banger Erwartung, und jedesmal öffnete sich dahinter nur eine weitere Ebene oder eine kleine Bucht. Der Weg war viel, viel weiter, als er auf der Karte erschien. Ich ging schon sehr lange, es war fünf, und die Enttäuschung hinter jedem Höhenzug bedrückte mich immer mehr. Irgendwann endlich sah ich mal wieder ein Zelt mit Auto tief in einer Bucht stehen und beschloss, wenn der nächste Höhenrücken mir nicht die gesuchte Bucht offenbarte, zu ihnen zurückzugehen und sie um Hilfe zu bitten. Der nächste Höhenzug zeigte mir tatsächlich wieder nicht die gesuchte Bucht. Doch ich wollte nicht aufgeben. Von einem noch höheren Punkt aus verglich ich die Formen der Bucht und der Kaps zu beiden Seiten mit den Linien auf der Karte, und die Bucht entpuppte sich als die letzte vor der Gesuchten. Also noch ein Höhenrücken, und der hatte es in sich. Als ich ihn endlich erklommen hatte, schon vollkommen ausgepumpt, öffnete sich endlich der erwartete Anblick: Bucht, See, Anlagestelle auf der anderen Seite. Doch genau vor der auf der Karte verzeichneten Landbrücke zwischen Bucht und nachgelagertem See versperrte mir ein Hügel die Sicht auf selbige. Also umwanderte ich diesen nach einer Rast und viel Gekletter in den Felsen dort oben. Und musste entsetzt feststellen, dass diese Landbrücke nicht mehr da war! Und der See war so groß! Sollte ich das alles jetzt noch umwandern? Es war schon halb acht! Ich steuerte das Seeufer an. Dort stand ein Zelt mit Auto, und es sah so aus, als hätten sie sich dort auf länger eingerichtet. Ein Mann saß auf einer Bank und sah mir entgegen. Ob ich Tee wolle, sprach er mich an, als ich näherkam. Ich dankte und fragte, wie weit es noch bis rüber zur Anlagestelle sei. Ungefähr sieben Kilometer, gab er mir Auskunft. Mir sank der Mut. Das waren noch mindestens anderthalb Stunden Marsch! Ich dankte ihm, verabschiedete mich. Aus dem Auto winkte mir eine fröhlich grinsende Frau zu. Mit hängendem Kopf trottete ich weiter. Komm, dachte ich, steig ins Auto, bring mich! Ein paar Hundert Meter weiter traf ich weitere Camper, die mir die gleiche Auskunft gaben, und auch sie hatten Autos stehen, sogar ein Taxi, das ich fast angeheuert hätte... Aber ich trottete weiter. Und, oh Wunder, zehn Minuten später hörte ich ein Auto von hinten kommen. Ich trat aus dem Weg, hielt den Daumen raus und drehte mich um. Es waren genau die beiden, die ich zuerst nach dem Weg gefragt hatte. Also waren sie doch gekommen! Ich lachte glücklich auf und strahlte übers ganze Gesicht.

(Jetzt erst mal Pause, mir tut der Po weh vom Sitzen auf der Metalltreppe.)

Auf der „Kometa“ nach Severobaikalsk

Eben habe ich eine Stunde draußen an Deck gestanden und das Ufer betrachtet. Jetzt, drinnen, merke ich, wie mir das Gesicht von Wind und Sonne brennt. Ob wohl alles klappt? Ich kann das Ladekabel fürs Handy einfach nicht finden, wollte das Telefon hier auf dem Schiff einstöpseln. Möglicherweise hab ich es verloren. Muss heute abend mal den ganzen Rucksack auspacken. Zumindest habe ich andere Passagiere gefragt, ob ich mal kurz mit ihrem Telefon... Sie ließen mich. Als ich Sascha an der Strippe hatte, ihn aber vor lauter Schiffslärm nicht verstand, bat ich, ihm eine sms schicken zu dürfen, was mir auch zugestanden wurde.

Sascha versprach, er werde mich abholen. Es ist niedlich: Ich bin jetzt 35, mitten im Leben, und trotzdem bezeichnet man mich als dewuschka, also als junges Mädchen. Aber nun weiter im Text, sonst komme ich nicht hinterher.

Die beiden Camper hatten mich eingeholt und luden mich in ihr Auto. Ich war überglücklich und bedankte mich überschwänglich. Sie stellten sich vor als Olja und Jura. Olja meinte, sie habe Jura ausgeschimpft, dass er mich allein habe weitergehen lassen, und so seien sie mir nachgefahren. Sie würden jetzt zum Fähranleger fahren, Bier holen und mich dann das kurze Stück bis zur Schiffsanlegestelle zurückbringen. Ich war mit allem einverstanden – nur nicht mehr gehen müssen! Die beiden waren mir von Anfang an sympathisch. Als sie erfuhren, dass ich Deutsche sei, stellten sie fest, man höre es ein bisschen am Akzent, aber der deutsche Akzent sei viel weniger ausgeprägt als der englische, weil wohl auch die deutsche und russische Aussprache sehr ähnlich seien. Wie wahr.

So fuhren wir zum Fähranleger, dorthin, wo ich mit dem Bus angekommen war. Da stand eine lange Autoschlange und wartete auf die Überfahrt. Auf die Fähre passen zehn normale Pkw oder, wenn es Busse oder größere Autos sind, weniger. Einheimische und Busse bilden eine Extraschlange und werden bevorzugt übergesetzt. Die Fähre braucht eine Stunde für die Hin- und Rücktour. Die Schlange war mindestens 20 Autos lang, so würden also die letzten mindestens zwei Stunden warten müssen. Jura holte Bier aus einem der Verkaufsstände, und dann drehten wir um. Auf der Sandpiste raste er im Tiefflug, um nicht durch die Hubbel zu hubbeln, und köpfte nebenbei ein Bier. Das Auto ist, wie viele russische Autos, aus Japan und deshalb rechtsseitig gelenkt. Ich saß gewissermaßen auf der Fahrerseite, nicht angeschnallt – wir sind auf Olchon, da gibt es keine Polizei. ☺ Irgendwo war der Zuweg zum Schiffsanleger. Ich bedankte mich und meinte, ich werde das letzte Stück hinab zu Fuß gehen. Doch Jura wehrte ab, wir würden hinfahren. Oh Gott, diesen Weg? Aber Jura fuhr, und ich betete, dass das Auto wirklich so hochbeinig war, wie er behauptete. Unten angekommen, fand er tatsächlich jemanden, den er nach den Schiffszeiten befragte. Denn selbstverständlich gab es keinerlei Hinweisschild, dass das Wrack dort am Ufer ein Schiffsanleger sei, geschweige ein Plan der Schiffsziele und –zeiten. Tatsächlich sollte das Schiff nach Severobaikalsk morgen (also heute) gegen zwei oder halb drei hier vorbeikommen. Nochmals dankte ich und suchte mit ihnen gemeinsam den Stellplatz für mein Zelt aus. Aber dann schlug Olja vor, ich solle mit zu ihnen kommen, dort übernachten, und sie würden mich vormittags wieder herfahren. Ich zögerte erst, ob sie sich wirklich sicher seien, und nahm dann erfreut an. Also wieder zurück auf die andere Seite der Bucht. Und wir schwatzten und scherzten und lachten. Nein, mein Zelt bräuchte ich nicht aufzubauen, dort stünde ihres, das würden sie nur ein bisschen aufräumen, dann könne ich dort schlafen. Sie schliefen im Auto.

Ich sollte mich erst mal setzen, Tee trinken. Aber ich war durchgeschwitzt, und es wurde bereits kühl. So bat ich mir aus, mich erst frisch zu machen und umzuziehen. Holte mir warme Klamotten und das Waschzeug ans Ufer. Währenddessen pumpte hinten im Zelt Jura eine dicke Matratze für mich auf. Frisch gewaschen, abgetrocknet und mit warmem Pullover fühlte ich mich wie ein neuer Mensch. Im Zelt lag nun für mich eine dicke Luftmatratze, dazu eine Bettdecke und zwei Luftpolsterkissen. Daneben war noch Platz für den Rucksack, wunderbar.

Ich setzte mich zu ihnen. Sie haben aus Brettern einen Verschlag gebaut, den sie anfangs, als für ein paar Tage Oljas Kollegen da waren, als Banja nutzten. Jetzt ist es ihre Küche. Davor haben sie Planen gespannt und so etwas wie eine überdachte Veranda gebaut, unter der der Tisch und einige Hocker stehen. Ein selbstgebautes Ferienhäuschen auf Zeit. Jura wohnt schon seit vier Wochen hier, Olja ist erst vor ein paar Tagen dazugekommen, denn sie bekommt nicht so lange am Stück frei wie er. Jura dagegen kann seine sechs Wochen Urlaub im ganzen nehmen. Das hat er getan und lässt hier seine Seele baumeln. Heute morgen haben

sie mir auch ihr „Badezimmer“ und die Fischtrocknerei gezeigt. Das Bad ist praktisch: An einem Holzstecken ist über Kopf eine Plasteflasche angebunden, von der der Boden abgeschnitten wurde. Oben gießt man Wasser aus einem Eimer zu, und wenn man Wasser wie aus dem Hahn möchte, dreht man einfach den Deckel unten leicht auf. Prima Sache. Die Fische, die Jura angelt, fädelt er auf und trocknet sie in einem oben und an den Seiten verschlossenen Holzkasten, selbst gezimmert. Das Klo steht übrigens ungefähr 50 Meter bergauf. Es ist ein Loch im Boden mit zwei Trittbrettern an den Seiten, von Folienwänden umstanden, nach oben hin, zum Berg hinauf, offen. Solche Klos habe ich überall auf Olchon gesehen. Im großen und ganzen ist das eine komplette Ferienwohnung.

Nun sollte ich etwas zu essen bekommen. Olja zählte diverse Dinge auf, und beim Wort Kascha nickte ich heftig. Also bekam ich Kascha mit Kartoffelbrei und roten Bohnen. Lecker! Dazu gab es Tee, und dann musste ich Bier mittrinken und getrocknete Melonen dazu essen. Währenddessen erzählten sie. Sie kommen aus Irkutsk, wohnen aber südlich, etwas außerhalb der Stadt, direkt am Wald. Sie haben Kinder, aber nicht gemeinsam, sondern jeder hat zwei mit jemand anders. Also wie bei uns in Deutschland. ☺ Sie haben sich auf der Arbeit kennengelernt. Jura war Chef, Olja Hauptbuchhalterin. Auf der Karte zeigten sie mir, wo sie schon überall im Urlaub waren, rings um den Baikalsee. Ja, und dort im Süden gebe es viele Bären. Aber ich solle mir keine Sorgen machen, die hätten mehr Angst vor mir als ich vor ihnen. Nur im Herbst und Winter, wenn sie Junge hätten, könne es mal brenzlig werden. Hier in Russland kann man überall, wo man will, sein Zelt aufschlagen. So was wie Reglementierung und Campingplätze gibt es nicht. Es ist doch genug Platz! Das ist in Deutschland natürlich anders. Und ja, sicher sind die Menschen um so gastfreundlicher und hilfsbereiter, je dünner die Gegend besiedelt ist. Gerade auch hier in Sibirien. Das ist ganz anders als in Moskau. Olja und Jura gaben zu, sie könnten die Moskauer nicht leiden. Das hatten mir die Fischer am Abend zuvor auch gesagt. Die Moskauer seien unfreundlich, auch würden sie ganz anders sprechen als die Sibirier, vor allem viel langsamer und mit langgezogenen, vollen Vokalen. Ich musste lachen, denn das erinnerte mich an den Unterschied zwischen den Bayern und den Norddeutschen. Und die Burjaten sprächen noch schneller als die Sibirier. Das hatte ich am Abend zuvor auch mitbekommen.

Hier am Baikalsee wohnen viele Ethnien, auch in ganz Russland. Es gibt zig Völker, wenn nicht gar über Hundert. Sie vermischen sich miteinander. Jeder hat in seiner Familie Angehörige unterschiedlicher Volksgruppen. Ob das gut sei, fragte ich. Olja bejahte. So würden neue Qualitäten entstehen, neue Merkmale, eben Evolution. Und kulturell, hake ich nach. Das sei auch gut, denn so sei man offen für verschiedene Kulturen und würde nicht nur eine einzige für die beste und absolute halten.

Sie erzählten mir auch von der Natur ringsum. Dass es hier viele endemische Pflanzen und Tiere gibt. Der Baikalsee ist schon so alt, eine Wasserinsel in einer riesigen Kontinentalfläche, so wie eine Insel im Ozean – da war genug Zeit, dass sich endemische Arten entwickeln konnten. Zum Beispiel der Omul, der Fettschmerle Golumjanka, die Süßwasserrobben Nerpa, die kleinen Krebse Epischuria. Die Möwen am Baikalsee sind nur im Sommer da, sie ziehen im Winter nach Süden. Wohin wohl? Vielleicht an den Indischen Ozean? Ich habe auch viele Pflanzen gefunden, von denen ich annehme, dass sie nur hierher gehören. Zumindest aber habe ich einige als Verwandte mir bekannter Arten entdeckt: Thymian, Wermut, Rosmarin, Salbei, Baldrian (?), Enzian, Grasnelke, Flockenblume, diverse Korbblütler.

Als es später und kühler wurde, entzündete Jura das Feuer neben der „Veranda“, und wir setzten uns daran, ließen uns von vorn braten, während von hinten die Kälte nagte. Am anderen Seeufer brannten mittlerweile auch schon diverse Feuerchen, und vorn dort irgendwo drang lautes Gejuch herüber: Da badeten wohl welche. Später sangen sie. Erst ein lauter Chor, sie sangen die ersten Strophen des Katjuscha-Liedes. Dann schien ihnen der Text

auszugehen, und ein einzelner Sänger führte das Lied mit getragener Stimme zu Ende. Weitere russische Volkslieder folgten. Wir gingen bald ins Bett, und ich schlüpfte in einen Schlafsack und mit dem unter die Decke. Habe ich schon erwähnt, dass ich in der Nacht in der langen Bucht in beiden Schlafsäcken geschlafen habe? Das ging prima, war schön warm.

Heute morgen kroch ich kurz vor halb acht aus dem Zelt, blinzelte in den strahlenden Morgen. Jura stand schon und angelte. Olja folgte bald. Zum Frühstück gab es Spiegelei, Brot mit Hühnerleberpastete (bäks), Kekse, Trockenobst, Schokolade, dazu Kaffee und Apfelsinenspalten. Danach angelte Jura weiter, Olja und ich beobachteten ihn dabei. Faszinierend, wie schnell der Schwimmer immer zu hüpfen begann, nach Sekunden nur. Drei Fische holte Jura innerhalb von 20 Minuten aus dem Wasser, aber nur einen behielt er, die beiden andern waren zu klein. Wir essen keine Kinder, sagte Olja dazu. Aber zu allermeist zupften die Fische nur den Köder vom Haken: Teig aus Mehl und Wasser. Gegen zehn fuhren wir los, wieder zum Fähranleger, Bier holen, und dann zurück zur Schiffsanlegestelle, wo sie ein Weilchen mit mir warten wollten. Im heißen Sonnenschein tranken wir Bier, und Jura erzählte, dass sie zum Bier und Wodka immer die getrockneten Fische essen. Dabei hatte er eine Handbewegung gemacht, die ich schon mal gesehen hatte: Er schnippte mit dem Zeigefinger seitlich gegen den Hals – die Geste fürs Saufen. Und wenn es von etwas sehr viel oder zuviel gibt, dann begleitet er diese Aussage immer mit der bei uns bekannten Geste des Halsabschneidens. Hier bedeutet das aber: randvoll. So standen wir am Schiffsanleger – ein ausrangierter Frachtkahn –, tranken Bier, betrachteten die friedliche Landschaft ringsum und schwatzten. Dann begutachteten wir das alte Schiff, schauten über die Reling. Dreimal stellte Olja fest, dass sie jetzt fahren würden, aber erst beim dritten Mal fuhren sie wirklich. Wir nahmen herzlich Abschied, und ich versprach, ihnen ein paar Fotos zu schicken. Olja hat mir ihre Adresse aufgeschrieben. Ich solle wiederkommen, dann würden sie mit mir nach Arschan fahren, da sei es so schön. Ich bedankte mich für alles, Olja schlug das Kreuz über mir. Allein, begab ich mich aufs Schiff und aß. Dann sortierte ich den Rucksack, setzte mich auf die Treppe und begann zu schreiben. Später kam der schon erwähnte Trupp junger Russen mit zwei Uasiks. Einer sprach mich an, auch er hatte diesen hungrigen Blick. Ich war aber am Schreiben und ließ mich nur auf ein kurzes Gespräch ein. Später nahm einer die Gitarre und sang. Das Schiff kam pünktlich angesaust – ein Tragflächenboot – und wir stiegen an Bord. Und da bin ich jetzt, werde auch wieder rausgehen.

Mittwoch, 13. August, Severobaikalsk

Hier sitze ich in der Küche einer Privatwohnung, und alle anderen schlafen noch. Wie bin ich hierher gekommen? ☺
Das Schiff fuhr gestern pünktlich in Severobaikalsk ein. Wir waren sechs Stunden gefahren, immer recht nahe am westlichen Ufer. Zwei- oder dreimal hatten kleine Boote auf dem Wasser offensichtlich auf uns gewartet. Jedesmal stoppte die „Kometa“, senkte sich aufs Wasser, die Boote kamen heran und verschwanden für kurze Zeit am Heck. Keine Ahnung, was sie dort getrieben haben. Dann hauten sie schnell wieder ab, und die „Kometa“ nahm erneut Fahrt auf. Die Berge am Ufer wuchsen zur Mitte des Sees hin gewaltig. Es war ein wunderschönes Panorama der Berge, Bergzüge, Kämme. Teilweise lag auf ihnen noch Schnee, aber es waren nur kleine Schneefelder in schattigen Tälern. Später kam Dunst auf und tauchte die ferneren Bergketten in einen blauen Schimmer. Nach Norden zu wurden die Berge wieder etwas niedriger. Teilweise waren die Hänge so steil, dass der ganze Berg mit 45° ins Wasser abfiel. Da kann man bestimmt nicht langgehen. Und viel Wald, Wald, Wald, aber auch Grasmatten, und oben natürlich nackter Fels, schroffe Wände.

Gegen halb acht abends kam voraus Severobaikalsk in Sicht. Ein großer Schornstein nach Osten hin spuckte eine Rauchsäule aus, die sich in geringer Höhe wie eine Decke über die Stadt legte.

Am Hafen, ein sehr kleiner Hafen, warteten viele Leute. So stieg ich erst mal aus und blieb abwartend stehen, und siehe da, einer der wartenden jungen Männer trat auf mich zu und fragte, ob ich Greta sei. Na also. Er war mir nicht unbedingt sympathisch, vielleicht kam das durch seine Zähne, von denen zwei durch Karies sehr angefressen waren. Aber sonst ganz ansehnlich, ein dunkler Typ, wie seine Schwester Tanja. Bis zum Hotel seien es 20 Minuten zu Fuß, eröffnete er mir, und wir liefen los, immer an der Straße entlang Richtung Ort. Während dieser 20 Minuten redete er und bedrängte mich mit seinen Fragen und Aussagen, so lange, bis ich mich breitschlagen ließ, ihn für 100 Euro als Führer für drei Tage zu engagieren. Na, da bin ich ja gespannt.

Wie er mich überreden konnte? Er fragte mich nach meinen Plänen und stellte fest, allein wandern bei Chakusy sei nicht drin, viel zu gefährlich wegen der Bären und Wölfe. Und die Glimmerseen? Ach, viel zu viele Touris. Hier in der Gegend gebe es so viel zu sehen, aber man könne es nur mit Hilfe Einheimischer finden. So wurde ich weich – letztendlich. Und warum auch nicht? Warum nicht für drei Tage Touri spielen und jegliche „Verantwortung“ für den Tagesablauf aus der Hand geben? Nicht ständig suchen und fragen müssen, nicht ständig warten und irren. 100 Euro für drei Tage, das ist eigentlich nicht viel, wenn man es auf die Stunden runterrechnet. Nun ja, trotzdem ist es ne Stange, aber er kann es brauchen. Wollen wir nur hoffen, dass er zuverlässig ist.

Sascha führte mich in das große Hotel am Bahnhof. Das sah so teuer und unsympathisch aus, dass ich absolut nicht böse war, als es sich als voll herausstellte. Unten neben dem Empfang war gerade Teeny- oder Kinderdisco. Die Gören waren zwischen sechs und 15 Jahre alt, würde ich schätzen, und tanzten zu russischem Pop. Ich musste grinsen bei der Erinnerung an unsere ersten Schuldiscos. Oh, wie die Mädels sich produzierten! Und es gab, wie früher bei uns, solche, die gewissermaßen „Gruppenführer“ waren. und andere, die es nachmachten. Es ist doch überall das Gleiche...

Wie gesagt, das Hotel war voll, aber die Empfangsdame telefonierte und ließ mich privat unterbringen. Eine ältere, sehr nette Dame kam nach ein paar Minuten und nahm uns mit. Sascha verabschiedete sich bis heute halb elf, ich ging mit der Frau nach oben. Jetzt bewohne ich ein Zimmer mit zwei jungen Frauen aus Krasnojarsk, die eine ganze Woche hierbleiben wollen. Beide sind sehr dick und schlafen immer noch. Nach meinem ersten Gespräch mit der Gastgeberin Ludmila verspricht es eine interessante Zeit zu werden. Ich darf am Wochenende vielleicht mit ihrem Lebensgefährten einen Tag in den Wald gehen und Pilze sammeln oder fischen. Mal sehen. Jetzt hoffe ich erst mal nur, dass in den kommenden drei Tagen mit Sascha alles klappt.

Donnerstag, 14. August, an einem wilden Fluss

Da liegt also mein „Reiseführer“ neben mir im Zelt und schläft. Es ist viel passiert seit gestern vormittag.

Sascha klingelte pünktlich halb elf und nahm mich mit zum einkaufen. Er suchte aus, ich bezahlte, haha. Aber es war schon in Ordnung. Wir kauften zwei Fertiggerichte, zwei Tütensuppen, zwei Dosen Fleisch, zwei Dosen Fisch, zwei Stück Käse, Prjanniki, Bonbons, Leberpastete (bäks), und er brachte noch zwei Brote mit zum Bus. Nach dem Einkauf brachte er mich zurück und bestellte mich zu 11:45 zum Bahnhof. Vorher hatte er den Inhalt meines Rucksackes kontrolliert, damit ich auch ja nicht zuviel mitnahm. Ich musste eines von zwei kleinen Handtüchern auspacken, der Rest fand seine Gnade. Alles lief wie geschmiert, wir waren beide pünktlich, und er winkte mich schon von weitem hinab zu einer Marschrutka, das

ist ein Sammeltaxi. Also ging es gar nicht mit dem Zug los. Die Marschrutka war voll besetzt, und darin saß auch das Pärchen, das uns am Tag zuvor auf dem Weg vom Hafen zum Hotel nach dem Weg gefragt hatte. Sascha sprach sie an, und auch sie erkannten uns wieder. Wir verließen die Stadt Richtung Berge und hatten bald einen tollen Blick von oben. Für russische Verhältnisse ist Severobaikalsk wirklich eine sehr schöne Stadt. Sie ist erst 30 Jahre alt und wurde mitten in die Taiga gebaut. Zwischen den Wohnblocks wurden in den Hinterhöfen wie kleine Waldstücke die Kiefern stehengelassen, sodass man schattige, natürliche Spiel- und Trockenplätze hat. Die Häuser an sich sind nicht allzu schlimme Plattenbauten, die Straßen dazwischen breit und hell, viel Grün. Es ist eine gemütliche Kleinstadt, die nur aus Plattenbauten besteht und keinerlei historischen Kern hat.

Unterwegs leerte sich das Auto, setzte die Leute an ihren Datschas ab. Wir stiegen an der Endhaltestelle aus, an der Thermalquelle Goudzekit. Bei der ersten Pause am Fluss stieß auch das Pärchen wieder zu uns. Man unterhielt sich und kam überein, dass die beiden uns heute zum Wasserfall begleiten würden, zu dem Sascha mich führen wollte. Wenn die gewusst hätten, was sie erwartet! Sie waren dafür überhaupt nicht ausgerüstet. Maxim trug eine Umhängetasche, Lena hatte nichts dabei. Beide hatten nur leichte Schuhe an. Maxim war hernach am Hals ganz verbrannt, und alle waren wir mächtig zerstoehen.

Über lange Strecken ging es die „Straße“ nach Bratsk entlang, die eigentlich nur eine gefährliche, staubige Schotterpiste ist. Gefährlich, weil sie teilweise ausgewaschen oder unterspült ist, weil große Steine und Felsbrocken auf dem Weg liegen.

Sascha schläft noch immer. Ich habe mich inzwischen frisch gemacht und die Gegend abgelichtet, Holz gesammelt. Sascha ist erst 30, wird übermorgen 31, aber er sieht viel älter aus. Er tut auch alles, um schnell zu altern: raucht anderthalb Schachteln am Tag, betreibt weder Körper- noch Zahnpflege (zumindest im Moment, und seine Zähne sehen ja auch so aus), setzt sich ungeschützt den ganzen Tag der Sonne aus. Seine Zähne sind echt zum heulen. Und gestern roch es im Zelt nach seinen Käsemauken. Aber weiter im Text.

Der Weg führte uns durch ein Gebiet, das mich an den Tarkowsky-Film „Stalker“ erinnerte. Man sah, dass hier vor einiger Zeit viel und massiv gearbeitet wurde. Sehr viel Erde wurde bewegt, die Oberfläche verändert, Bodenschätze abgebaut, große Anlagen errichtet. Und dann ging man weg. Nun liegt und steht dort alles rum, teilweise schon wieder bewachsen, und still, unheimlich still. Umgestürzte Masten, abgerissene Gleise, zertrümmerte Gebäude, und überall Schrott, Schutt, Abfall. Die Produktion soll hier vor 15 Jahren aufgegeben worden sein. Man hat Schotter abgebaut und Radon, sagt Sascha, ein radioaktives Element. Dies alles wurde durch die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen unwirtschaftlich, und so zog man sich zurück. Im Osten Russlands soll es viele solcher Areale geben. Die Natur scheint hier so unerschöpflich, dass man sich nicht genötigt sieht, irgendwelche Rekultivierungsmaßnahmen zu ergreifen. Wie komplett ungewohnt für europäische, zumal deutsche Augen!

Wir folgten alten Bahngleisen, alten Fahrspuren im Wald, der Straße oder besser Piste, denn eine Straße war es nun wirklich nicht. Rasteten immer wieder am Fluss oder an kleinen Bächen. Das Wasser tranken wir einfach so direkt aus dem Fluss. Es ist sehr kalt und schmeckt köstlich. Sich damit zu erfrischen ist herrlich. Zumal die Sonne vom Himmel brannte. Aber meist kühlte uns eine Brise. Irgendwann ließen wir alle Wege hinter uns und gingen querwaldein, folgten höchstens mal einem schmalen Pfad. Und mussten mehrmals über den Fluss oder einen seiner Zuflüsse. Das geschah mittels bereits installierter „Brücken“, die aus umgestürzten Bäumen bestanden, oder aus Balken und Brettern. Eine abenteuerlicher als die andere. Und mir zitterten oft die Knie. Ich staunte, wie unsere beiden Begleiter, die doch nur ein bisschen hatten spazieren gehen wollen, sich wacker schlugen.

Recht spät erreichten wir den Wasserfall, hatten auch nicht viel Zeit, ihn anzusehen, denn die beiden wollten noch den letzten Vorortzug nach Severobaikalsk schaffen. So eilten wir eine Stunde Weges zurück, immer um uns schlagend wegen der lästigen Mücken. Das allerletzte Stück kam ich nicht mehr mit, denn wir mussten sowieso wieder hierher, und über den tiefen, reißenden Fluss führte nur ein nackter Baumstamm. Mir war sofort klar: Bis hierher und nicht weiter, und erst recht nicht, wenn ich sogar noch mal zurück sollte. Sascha lief einfach über den Stamm rüber, als sei es eine breite Brücke und als würde nicht mindestens sechs Meter unter ihm der Fluss rauschen. Lena und Maxim mussten auch rüber. Mit Hilfe einer langen Stange, die sie am Ufer gefunden hatten, balancierten sie hinüber, stemmten das Holz ins Wasser und hielten sich daran fest. Erst ging Maxim, dann brachte Sascha die Stange zurück zu Lena, und sie folgte. Es war ein abenteuerlicher Anblick. Ich winkte den dreien und ging zurück zu unseren Rucksäcken, um auf Sascha zu warten.

Sie haben bei diesen alten Bahngleisen, von denen die Schienen entfernt wurden, die meisten Brücken zerstört, sodass man eben anderweitig über den Fluss kommen muss. Wir sind mindestens sechs oder achtmal am Bahndamm runter-, über den Fluss und wieder am Bahndamm hochgeklettert.

Wenn ich Sascha so ansehe, dann stelle ich fest, dass ich im Vergleich zu ihm noch immer sehr „zivilisationsverwöhnt“ bin. Dabei dachte ich, ich sei genügsam unterwegs. Denkste. Er wandert in vollkommen verschlissenen Sportschuhen, mit Jeanshose und -jacke, darunter noch eine baumwollene Dreiviertelhose, ein Shirt und einen dünnen Pullover. Der Rucksack ist wirklich ein Sack, und in diesem trägt er neben unseren Essensvorräten nur noch seine Zigaretten, Streichhölzer, ein Messer, eine Tasse und eine Mütze. An den Rucksack hat er eine „Kurtka“ geschnürt, eine Regenjacke, wie er es nennt. Sie hat aber nicht mal eine Kapuze. Er hat weder Schlafsack noch Isomatte dabei, auch kein Waschzeug. Das sieht und riecht man auch, das ist mir denn doch nix. Trotzdem, so extrem genügsam, das habe ich noch nicht erlebt.

Nachdem wir also allein waren, führte Sascha uns zu einem ruhigen Plätzchen, um dort das Zelt aufzuschlagen. Während ich mich an einem der künstlichen Seen – Restlöcher eines Tagebaues – wusch, machte er Feuer. Und dann bauten wir das Zelt auf. Zum Abendbrot gab es Brot, Käse und eine Dose Fisch. Wir alberten und schwatzten und kippten einen kleinen Wodka, den er mitgebracht hatte, zu Ehren des Tages. Ich konnte nachts nicht gut schlafen, kroch spät noch mal aus dem Zelt und begutachtete den Sternenhimmel. Hier, ungefähr 40 Kilometer von Severobaikalsk entfernt, ist er heller als auf Olchon. Die Milchstraße war kaum zu erkennen. Aber eine Sternschnuppe sah ich. Und lag dann ewig wach, während Sascha neben mir im Zelt und in einem meiner Schlafsäcke schnorchelte.

Mittlerweile ist es schon halb acht abends, und Sascha schläft immer noch.

Heute.

Morgens ganz früh schlief ich irgendwann ein, erwachte aber trotzdem kurz vor acht und stand auf. Sascha ließ sich erst bitten, aber dann kochte er uns am Feuer Tee und zwar auf unglaubliche Weise: Er hatte irgendwo eine Plasteflasche gefunden, diese mit Wasser gefüllt, am Hals einen Draht befestigt. Diese Flasche stellte er ins Feuer, und ich traute meinen Augen kaum: Statt dass sie zerschmolz, verbeulte sie sich höchstens ein bisschen, und drinnen wurde das Wasser heiß. Ich staunte. Wir verbrennen übrigens alle Abfälle, aber die leeren Dosen nehmen wir wieder mit, darauf bestehe ich. Wenn Sascha es auch bekloppt findet. Mir egal! Ich lass hier nix liegen.

Die Landschaft, durch die wir hier laufen, ist vor allem aufgelassener, großteils wieder überwachsener Tagebau. Auch die Stelle, an der wir übernachteten, ist keine natürliche Formung, sondern eine Ansammlung von Löchern, Hügeln und Ebenen, die irgendwie

zusammengeschoben wurden. Irgendwie ist es tröstlich, dass die Natur sich alles wieder zurückholt, die Wunden, die ihr geschlagen wurden, selber heilt. Ja, die ganze Landschaft hier kommt mir vor wie eine große Wunde. Die Szenerie aus dem „Stalker“-Film scheint der realen Welt Sibiriens entnommen zu sein.

Kurz nach zehn kamen wir los, und über uns zogen sich die Wolken zusammen. Allerdings vergingen sie auch wieder, und bislang ist der Regen ausgeblieben. Heute sind wir vorwiegend auf einem alten Schienenstrang gelaufen, ohne Gleise, die Schwellen schon halb verrotten. Um uns erhoben sich die Berge, neben oder unter uns war fast immer das Rauschen oder Gluckern von Wasser zu hören. Sascha zeigte mir einen Bachlauf, der ganz rot gefärbt war, auch das Gestein. Diese rote Farbe trat irgendwo aus dem Erdboden aus. Das sei das radioaktive Radon, erklärte er mir. Früher sei es hier abgebaut worden, nun tritt es weiter aus. Seltsamer Anblick, so ein rotgefärbter Bach. Ekelig eigentlich, giftig sah er aus. Trotzdem wuchsen dort Pflanzen. Aber nein, hieraus solle man besser nicht trinken, das strahle doch alles radioaktiv.

Wenn man hier mal auf jemand anders trifft, dann ist das ein Ereignis. Wir trafen zwei Männer mit Zelt, ein Russe und der andere ein Burjat, wie Sascha betonte. Sie sammelten „Jagada“, Beeren, vor allem Heidel- und Preiselbeeren, was weiß ich. Natürlich haben sie sofort erkannt, dass da ein Einheimischer eine Touristin herumführt. Ein Weilchen quatschten sie mit uns und freuten sich, dass ich russisch spreche, wo ich das denn gelernt hätte. Nach einer Zigarettenlänge verabschiedeten wir uns. Sascha führte mich zu einer großen Brücke, die hoch über den Fluss hinführt, sehr hoch, 40 Meter, meint Sascha.

Freitag, 15. August, warten auf den Zug an einem Fluss

Mal wieder sitze ich und schreibe, während Sascha schläft. Ich würde jetzt gern einen Tee trinken oder Bonbons lutschen, aber Sascha schläft auf seinem Rucksack, und der enthält alle notwendigen Zutaten, und ich mag ihn nicht wecken. Klar bezahle ich ihn, aber trotzdem wäre mir das unangenehm.

Ich habe mich eben eine knappe Stunde gesonnt und nun in den Schatten eines Busches auf einen großen Stein zurückgezogen. Das Rauschen des Flusses neben uns schluckt alle anderen Geräusche.

Aber weiter im Text.

Zur Brücke.

Es war eine verdammt hohe Brücke, ehemals eine Eisenbahnbrücke, aber die Schienen waren auch hier entfernt worden. Nun lagen nur noch die Schwellen dort, relativ dicht. Doch immer noch weit genug auseinander, dass ein Fuß längs hindurchpasste. Tief, tief unten rauschte der Fluss über grobes Geröll. Vorsichtig betrat ich die Brücke, ging in kleinen Schritten von einer Schwelle zur nächsten. Dabei spürte ich wieder dieses Summen und Ziehen in den Beinen – die Angst vor der Höhe. Ist das der Nervenkitzel, den die Leute suchen, wenn sie Extremsport betreiben? Nun, suchen tu ich ihn nicht, aber ich akzeptiere ihn – und so ging ich weiter bis zur Mitte der Brücke. Schaute hinab in die Tiefe, und ein leichter Schwindel erschreckte mich. Wenn man von dort oben hinabfällt, glaube ich, da fällt man „todsicher“. Sascha hatte sich weiter vorn niedergelassen und rauchte. Eigentlich pafft er nur – behält den Rauch immer im Mund. Bringt das überhaupt was, oder ist das dann nur eine Gewohnheit?

Die Aussicht war atemberaubend. Ringsum hohe Berge, unten mit Wald bedeckt, oben kahl, teilweise mit Schneeflecken. Fern war die Trasse nach Bratsk zu erkennen, auch die Eisenbahnstrecke, die ehemalige und die neue BAM. Und unter mir toste der Fluss. Direkt durch die Schwellen zu gucken, auf denen ich stand, vermied ich lieber. Sascha gesellte sich

zu mir, auch er ging langsam und bedächtig. Na, also, und ich dachte, nur ich sei so vorsichtig. Als ich endlich wieder massiven Boden unter den Füßen hatte, atmete ich auf. Ich fragte Sascha, ob auch er Angst auf der Brücke hätte. Er verneinte, und wenn ich Angst hätte, warum ich dann raufgegangen sei. Nun ja... Angst haben ist das eine, aber es dann trotzdem zu tun, das andere. Und wenn ich immer nur dann weitergegangen sei, wo ich keine Angst hatte, dann wäre ich auf der Weltreise nicht weit gekommen. ☺

Wir wanderten wieder ein Stück zurück und hinab an den Fluss, zu einem Wasserfall. Vorher überquerten wir eine kleine Brücke der Trasse, wo uns ein Lada Niva überholte. Der hielt hinter der Brücke. Der Fahrer stieg aus und umrundete seinen Wagen. Da entdeckte ich die beiden Grab- und Gedenksteine oberhalb der Straße. Zwei Männerportraits waren auf dem Stein abgebildet. Neben den Steinen standen, wie fast überall an russischen Gräbern, Bank und Tischchen. Der Mann blieb davor stehen, legte etwas nieder, kehrte zu einem Auto zurück und fuhr weiter. Vorher sprach er kurz mit Sascha, ignorierte mich komplett. Auch Sascha ging zu dem Grab, legte zwei Zigaretten nieder. Es ist ein gewisses Andenken an die Leute. Die beiden sollen umgekommen sein, als sie einen Banditen verfolgten.

Auf der anderen Seite der Straße führte ein schmaler Pfad steil hinab. Der brachte uns zu einem tollen Wasserfall. Wunderbar: tosend, schillernd, perlend. Wir standen gewissermaßen auf halber Höhe, konnten ihn hinauf- und hinabblicken. Ein großer Felsen lud zum Sitzen ein, der kleine Pool davor zum Füße baden. So tat ich. Es war herrlich erfrischend, und ich hatte Muße, meine Blasen zu betrachten. Weil ich morgens nach dem Durchwaten des Flusses die Socken über die nassen Füße gestreift hatte, hatten sich zwei Blasen gebildet. Heute geht es aber schon wieder.

Ich glaube, diese „Waldläufer“, wie Sascha, haben zur Natur ein ganz anderes Verhältnis als wir. Für uns ist sie ein Schatz, der neben uns existiert, den wir bewahren und reinhalten wollen. Sie aber benutzen die Natur Tag für Tag, leben direkt von ihr. Es scheint viele solche Waldläufer zu geben. Immer wieder entdecken wir Feuerstellen und behelfsmäßige Schlafstätten. Man bedient sich dazu auch des überall herumliegenden Abfalls.

Unglaublich, wie diese ganze Region früher bearbeitet, verändert, ausgebeutet wurde, und dann hat man alles einfach verlassen, nur teilweise zurückgebaut. Diese Reste werden von den Waldläufern durchstöbert. Sie holen die Metalle dort raus und was sich sonst noch verwerten lässt und verkaufen sie. Der Rest bleibt liegen, wächst langsam wieder zu, seit 15 Jahren.

Übernachtet haben wir an einem schönen Platz am Fluss. Ein großer weißer Felsen bildete dort ein Plateau. Er schimmerte in der Sonne – vielleicht Quarz? Das Wasser schoss durch eine enge Stelle an ihm vorbei in ein großes Bassin, schäumte weiß ins grüne. Dunkle Fische schwammen darin. Es war ein toller Platz, um auf dem Felsen zu sitzen, den Fluss hinauf- und hinabzublicken, sich in das laute Rauschen fallen und einfach die Zeit vergehen zu lassen. So taten wir auch, waren ja schon gegen fünf dort. Es sah sehr nach Regen aus, aber der blieb aus.

Und Sascha roch! Ich habe ihm klargemacht, dass es mir egal sei, ob er rieche, dass er in diesem Zustand aber nicht in meinen zweiten Schlafsack dürfe.

(Eben ist über die Eisenbahnbrücke dort oben ein Güterzug gefahren: fünf Loks und 75 Waggons, Wahnsinn.)

So hat Sascha, der sich dann doch frisch machte, als ich mal ums Eck ging, sich abends in voller Montur ins Zelt gelegt. Als ich ihm meinen Satz gesagt hatte, sagte er nur kurz: Ich verstehe. Und nun war der Schlafsack für ihn tabu, er legte ihn zu mir rüber. Oh, dieser behämmerte männliche Stolz! So bin ich wieder in beiden Schlafsäcke gekrochen. Beim Rauschen des Flusses schlief ich herrlich. Nachts merkte ich, dass Sascha fror, und ich legte meinen dicken Pullover über ihn und den halben Schlafsack, den ich entbehren konnte. Ein bisschen tat er mir leid, aber das war nun wirklich sein eigenes Pech.

Sascha hat bislang nur wenig wirklich mit mir geredet, schon gar nicht über Eindrücke oder Gefühle oder so was. Es ist meist ein reiner Informationsaustausch, wenn wir miteinander reden. Aber wenn ich sehe, dass er an den gleichen Stellen wie ich sich niederlässt und einfach guckt und genießt – auf der hohen Brücke, am Wasserfall und auf dem hellen Felsen – dann wird klar, dass wir ein ähnliches Verständnis von der Schönheit des Ortes haben, und das fühlt sich toll an.

Heute.

Sascha kroch einigermaßen verknittert aus dem Zelt, ich war schon seit über einer halben Stunde draußen, hatte auch schon Holz gesammelt. Trockenes Holz liegt hier wirklich überall herum. Abends hatte Sascha uns einen Pilz am Spieß gebraten. Und heute morgen sah ich massenhaft Pilze, auch Fliegenpilze, so schöne und so zahlreich, wie im Märchenwald! ☺ Der Himmel lieferte zum Frühstück einen Regenbogen, das Zelt trocknete auf dem Felsplateau. Das Wasser für den Tee und gestern abend für die Suppe kochte Sascha in der leeren Blechdose, die vom Fleisch übrig geblieben war. Von wegen Fleisch. Vorhin hat er mir erklärt, das sei Soja. Deshalb also war es so komisch weich. Ob er das extra gekauft hat, weil ich gesagt hatte, meinetwegen brauchen wir kein Fleisch mitnehmen?

Ich wüsste zu gern, was er über mich denkt. Ob er mich als Menschen sieht, oder ob ich für ihn nur der Kunde bin, den es zufriedenzustellen gilt. Er lässt sich aber nicht in die Karten gucken. Ich habe nur ein- oder zweimal seinen Blick auf mir bemerkt, und das war, wenn ich schrieb.

Heute sind wir nicht weit gegangen, aber haben viel gesehen. Bis vor ungefähr dreißig Jahren stand hier in der Gegend eine Siedlung, in der die BAM-Arbeiter lebten. Geblieben ist davon nichts als die Ruine des Krankenhauses, viel Unrat und noch erkennbare Wege. Und das Grab eines Kindes nahe am Fluss. Sascha setzte sich daneben, legte eine Zigarette und einen Bonbon neben den Grabstein. In der Ruine des Krankenhauses fand ich eine Kinderzeichnung an der Wand und einige eingeritzte Worte und Daten. Ein beklemmendes Gefühl, sich auf den Spuren vergangenen menschlichen Lebens zu bewegen.

Auch in eine ehemalige kleine Kaserne oder besser gesagt deren Ruinen gingen wir. Hier waren bis vor 15 Jahren etwa 100 Soldaten stationiert, um den Eisenbahntunnel zu bewachen. Dort stehen jetzt die Ruinen des Wachturms, der Werkstatt, Lagerräume, Sanitärbereich, Wohnhaus, Stall, Abwasserreinigungsanlage. Letzteres hat mich angesichts dessen, was ich hier sonst so erblickt habe, doch sehr erstaunt.

Aber es ist auch sonst sehr erstaunlich: Große Bereiche, die früher bewohnt waren, sind wieder verödet, dort breitet sich Sekundärwald aus. Trostlos wirkt es mit all den Ruinen und vor allem den Abfällen. Wasteland, so könnte man es neudeutsch nennen.

In den Ruinen der Werkstatt auf dem Kasernengelände hielten wir Mittag. Es war unheimlich, diese Räume anzusehen. Überall liegt Schutt und Unrat herum. Wir fanden mehrere Feuerstellen und Schlafplätze, erkennbar an Holzresten und Abfällen und Lagern aus Reisig. Nun, wer danach kommt, kann diese Sachen zum Teil wieder verwenden. Wir nutzten die schon bestehende Feuerstelle in der Montagehalle und verheizten die Schlafstatt daneben. Ein Tisch stand dort, zum Sitzen lud ein großer Autoreifen ein. Immerhin war der Raum mückenfrei und der Bach nur 50 Meter entfernt.

Nun sitzen wir hier am Fluss und warten auf den Zug. Durch Sascha habe ich ziemlich viel über das Leben hier erfahren, das war sehr spannend. Immer wieder fasziniert mich, wie hier alles so wild ist und doch so sehr von menschlicher Hand geformt und verwundet und verschmutzt. Und dann holt die Natur sich alles wieder – so wie das Dorf. Nur eine kleine Holzhütte steht dort am Rande, noch komplett und sauber: Dort wohnen im Winter die Leute, die die Straße reinigen. In der Taiga gebe es überall solche Hütten. Innen seien sie immer sauber, und jeder, der dort schlafe, lasse für den nächsten ein paar haltbare Lebensmittel

zurück, damit immer etwas zu essen da ist, erzählte Sascha. Find ich toll. Sowieso haben die Leute hier ein ganz anderes Verhältnis zueinander als bei uns. Bei uns, wo man so dicht aufeinander hockt und alle letztendlich vom Staat versorgt werden, da ist gegenseitige Hilfe, auch unbekannterweise, nicht so ausgeprägt wie hier. Logisch.

Montag, 18. August, im Zug

Ich bin wehmütig. Ja, mal wieder fiel mir der Abschied schwer. Es war so schön hier! Jetzt habe ich wieder ausreichend Zeit zum schreiben, lesen, schlafen... Im Moment bin ich noch allein im Abteil, aber die Deshurnaja hat schon angekündigt, dass abends alles belegt sein wird. Der Zug ist eben durch die Gegend gefahren, durch die Sascha mich geführt hat – auf der BAM-Strecke eben. Ludmila und Kolja haben mich vorhin zum Zug gebracht, und dann kam auch Sascha und brachte seine Frau mit. Diese, das fiel mir sofort ins Auge, hat kein schönes Gesicht, aber einen perfekten Körper mit sehr schöner Haut. Ach, der Abschied war schwer, vor allem von Ludmila, meiner Gastgeberin. Aber nun der Reihe nach.

Wir waren bei **Freitag**. Warten auf den Zug. Erst unten am Fluss, dann gingen wir hoch zur Station. Was heißt Station. Dass dies eine Station sein sollte, war nicht zu erkennen. Weder Bahnsteig noch Wartehäuschen gab es. Wir würden den Zug schon von weitem kommen sehen, denn er würde sich von hinten links im Tal in drei Schleifen hinaufschrauben bis zu uns, bis zum Tunneleingang. Aber der Zug verspätete sich. Oben warteten bereits drei Männer, und ich fragte mich, wo die in dieser Einsamkeit herkamen? Endlich kam der Zug in Sicht, der „Arbeiterzug“, wie er genannt wird. Er fährt morgens und abends, hin und zurück jeweils. Er bringt die Arbeiter an ihre Arbeitsstätten und holt sie von dort auch wieder ab. Es ist meist eine Lok mit zwei Waggons und einem Güterwagen, so auch diesmal. Der Zug kam quietschend zum stehen. Eine Deshurnaja öffnete eine Tür und klappte eine weitere Stufe aus, aber trotzdem kam ich kaum rein, denn die unterste Stufe war knapp über meinem Knie. Ich schwang mich hinauf – und fand mich in einem alten Transsib-Waggon wieder, der genau so aussah wie die Waggons, mit denen wir damals 2002 durch Russland gefahren waren: mit Samowar und Abteilen und Holzrahmenfenstern, die man öffnen konnte. Hier setzen sie wohl die ausrangierten Fernzugwaggons ein. Die Coupés waren schon gut belegt. Wir setzten uns bei zwei Frauen dazu, die es nicht mal für nötig hielten, bei unserem Eintritt den Kopf zu heben, geschweige uns zu grüßen. Oben auf den Liegen konnte ich einen Jungen und ein Mädchen ausmachen. Die Frauen aßen Sonnenblumenkerne und blickten betont gelangweilt aus dem Fenster. Ich drückte mich mit meinem Rucksack in die Ecke bei der Tür, und Sascha setzte sich mir gegenüber. Wir fuhren durch den Tunnel, jener, zu dessen Schutz damals die Kaserne gebaut worden war. Der ist 15 Kilometer lang, und es war dunkel, nur ab und zu huschte ein Lämpchen vorüber. Beleuchtung gab es im Zug wohl nicht. Im kurzen Aufblitzen der Lämpchen merkte ich Saschas Blick auf mir ruhen. Und da der Zug sehr langsam fuhr, dauerte die Dunkelheit recht lange. An der nächsten Station gesellten sich zwei weitere Männer zu uns ins Abteil. Ein älterer Herr mit niedlichem Pudel setzte sich neben mich, der andere, mit einer Reihe metallener Zähne im Unterkiefer und einem Gesicht wie Putin, setzte sich neben Sascha. Er sah aus wie ein waschechter Russe. Mit ihm fing Sascha ein Gespräch an, und ich bekam mit, dass dieser Mann jeden Tag mit dem Zug fährt – morgens um sechs aus dem Haus, abends um neun zurück. Das wär mir ja was. Ich war müde, lehnte den Kopf an den Rucksack, nahm die Brille ab und schloss die Augen. Wenn ich sie mal öffnete, huschte immer Saschas Blick schnell weg von meinem Gesicht. Was er wohl dachte? Was denkt er über mich?

Oben an der Station hatte ich ihm die vereinbarten 100 Euro gegeben, hatte extra verschiedene Scheine ausgesucht, damit er was zu gucken hat. Wir haben sie gemeinsam betrachtet. Was denkt so ein Mensch über jemanden wie mich? Ich hatte ihm gesagt, dass ich auch gerade deshalb nie einen Führer genommen hatte, weil ich als Mensch gesehen werden möchte und nicht als Geldsack. Er hat dazu nur unergründlich gelächelt und sich nicht geäußert. Aber immerhin, er hätte auch am Wochenende etwas mit mir unternommen – ohne Bezahlung –, wenn ich Zeit gehabt hätte, und ist heute zum Zug gekommen, um mich zu verabschieden.

Der Arbeitszug brauchte für die 40 Kilometer zurück in die Stadt ewig, über eine Stunde. Erst gegen zehn kamen wir an. Sascha brachte mich „nach Hause“, und dort fanden wir nur Kolja vor, auch ein zahlender Gast. Der meinte, er habe Order, Ludmila anzurufen, wenn ich da sei, denn sie sei bei ihrem Liebsten auf dem Dorf. So tat er und verabredete mit ihr für mich, dass ich diese Nacht hier schlafen solle, aber ab Sonnabend früh sei ich willkommen, ihr Lebensgefährtin Wowa würde mich gern einen Tag mit in den Wald nehmen. Sie werde morgens wieder anrufen. Na also.

Als erstes wollte ich ausgiebig ins Bad. Inzwischen kamen die beiden Frauen, mit denen ich in der ersten Nacht das Zimmer geteilt hatte. Ich verschwand im Bad. Ließ mir ein heißes Bad ein, versenkte darin Hose, Pullover, Halstuch, Socken und – MICH! Ein heißes Bad! (Oh, ich hatte echt Glück mit dem Wetter, jetzt regnet es draußen.)

Sonnabend.

Die beiden Zimmernachbarinnen waren sehr früh aufgestanden und weggefahren Richtung Heimat. Ich habe ausgeschlafen, und als ich beim Frühstück saß, traute sich auch Kolja aus der Koje. So ein schüchterner Kerl, der bekam ja kaum die Zähne auseinander. Eigentlich habe nur ich geredet, er beantwortete meine Fragen mehr als knapp. Schade, dabei ein so hübscher Bursche. Ludmila rief an, ich solle mich bereithalten, Wowa werde gleich kommen und mich abholen. Also schnappte ich meine Sachen – hatte den kleinen Rucksack gepackt – und wartete auf der Straße. Nach ein paar Minuten kam das avisierte rote Auto angeklappert: ein roter Lada Niva. Darin saß mit breitem Grinsen ein freundlicher alter Mann, Wowa. Wir mochten uns gleich leiden, doch leider, so habe ich feststellen müssen, mochte er mich auf eine Weise, die mir nicht passte. Er ist immerhin 73, könnte also mein Opa sein, und er sah in mir die „molodka“, eine junge Frau für diverse Phantasien. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, was er mir in dieser Hinsicht alles sagte, dann ist es mir sehr unangenehm. Was dachte er sich eigentlich? Aber weiter im Text, ich will der Reihe nach erzählen, sonst vergesse ich was. Von dem Moment, als ich zu Wowa ins Auto stieg, redete er fast unaufhörlich. Ich habe vielleicht die Hälfte verstanden. Er hatte viele Anekdoten zu berichten aus seinem langen Jägerleben. In seinem klapprigen Lada Niva klapperten wir über eine breite, staubige, steinige, löcherige Piste. Bogen dann ab in den Wald und bergauf. Oh diese Waldwege! Einmal, als es besonders schaukelte, der Wagen schief lag und große Steine im Weg, sagte ich oioioi!, und er lachte. Diese Wege seien noch lange nicht oioioi, die seien noch fast Asphalt (почти асфальт). Die oioioi-Wege kämen doch erst noch, die „Kriegswege“ (военные дороги). Na denn!

Mitten im Taiga-Wald stand eine Hütte am Weg, davor und dahinter zwei Rohbauten. Alles gebaut, wie man es aus dem Film kennt: Blockhäuser aus Baumstämmen. Sie legen die Baumstämme im Viereck, hauen die Enden zurecht, dass sie zusammenpassen, dann kommt die nächste Lage. Danach das Dach, zuletzt werden Türen und Fenster reingeschnitten. Vor der fertigen Hütte war eine gemütliche Feuerstelle eingerichtet. Die Ausstattung der Hütte bestand links der Tür aus einer Feuerstatt mit Rauchfang, hinten links und rechts Bettstätten, dazwischen ein Tisch unter einem kleinen Fenster, rechts neben der Tür ein kleiner Blechschrank, ebenfalls unter einem kleinen Fenster. Die Tür muss bei Abwesenheit immer

offenstehen. Wenn ein Bär kommt, dann geht er hinein, findet nichts und geht wieder. Ist aber die Tür geschlossen, zerschlägt er die Fenster und steigt dort ein.

Wowa holte Wasser aus dem nahegelegenen Bach und rief mich zu sich. Dort stand alles voller Blaubeeren, und ich naschte und naschte... Währenddessen entfachte Wowa oben ein Feuer, schabte Kartoffeln ab, hängte einen schmalen, rußgeschwärzten Topf über das Feuer, brachte das Wasser zum kochen und warf die Kartoffeln hinein, eine Handvoll Salz hinterher. Selbst das wusste er also: Dass salziges Wasser länger braucht bis zum Siedepunkt. Er schnitt einen langen Spieß zurecht, dann Speck in Scheiben und spießte ihn auf. Diesen Spieß legte er über das Feuer. So briet der Speck, das Fett tropfte in die Flammen – Acrylamide ahoi! Als die Kartoffeln gar waren, hängte er den ebenfalls rußgeschwärzten Teekessel über das Feuer, goss die Kartoffeln ab und bat mich in die Hütte. Dort gab es Kartoffeln mit Salz und Speck, dazu Brot, Gurken und Tomaten. Hinterher gesüßten Schwarztee, Prjanniki und natürlich Wodka. Der war gar nicht mal schlecht, brannte aber im Hals.

Ach, bevor wir dorthin kamen, waren wir ja erst noch irgendwo in den Pilzen. Sogenannte Weiße Pilze wollten wir sammeln, und ich identifizierte sie als Steinpilze. Weiterhin sammelten wir so was ähnliches wie Krause Glucke. Aber alle anderen Pilze, vor allem auch Butterpilze und Maronen, ließen wir stehen. Derartig viele Pilze im Wald! Und überhaupt, so reich ist dieser Wald! Der Boden war bedeckt mit einer Flechte oder Pilz, der sich wie kleine Schwämme erhob und jetzt, wo er trocken war, unter den Füßen knisterte. Er bildete einen dicken Teppich. Die Elche ernähren sich davon, und wer sich im Wald verirrt, kann ihn auch essen und wird nicht eingehen. Auch wachsen dort massenweise Heidel- und Preiselbeeren und Hagebutten. Überall findet sich Totholz, vieles davon ganz trocken. So mag ich es! Und alles stand voller Pilze! Ich hatte mich gegen die Mücken mit Regenjacke und Kopftuch gewappnet, aber trotzdem nervten die kleinen Schnaken. Die fliegen zur Nase rein und lassen sich dann wieder aushusten, ekelhaft! Ja, der Wald ist reich und gibt jedem zu essen, auch den Mücken, Fliegen und Schnaken.

In der Hütte ließ Wowa mich wissen, dass uns beim Pilzesuchen sicherlich Wölfe und Bären beobachtet haben. Na super! Er sei mal, so berichtete er nun, zusammen mit einem anderen Jäger, nachts mit Wölfen aneinandergeraten. Die Wölfe hätten ihr Nachtlager eingekreist und den Ring immer enger gezogen. Das Schießen habe sie nicht unbedingt abgeschreckt. Erst als die Männer mit brennenden Stecken in beide Richtungen gegen sie vorgingen, seien die Wölfe abgehauen.

Wowa hatte mir unterwegs frische Spuren eines jungen Bären und eines Hirsches gezeigt, oder so, ich weiß die genauen deutschen Gattungsbezeichnungen der Tiere hier nicht. Muss mich mal belesen, welche Tiere in der Taiga leben.

Oh, eben kam ein junges Mädels und fragte mich, ob ich essen werde, das Essen sei im Preis inbegriffen, das ist ja prima. Da habe ich ja viel zuviel zu Essen mit. Egal, dann bringe ich den Kram eben mit nach Hause. Auf dem Tischchen hat sie ein kleines Päckchen abgelegt mit Teebeutel, Butter, Keksen, Besteck und Serviette. Auch scheint sie zusammen mit einer Mutter mit Kind die einzige Passagierin hier im Wagen zu sein, aber es laufen tonnenweise Deshurnajas rum.

Zurück in die Taiga.

Ich saß mit Wowa in der Hütte und lauschte seinen Erzählungen. Selbstverständlich ist er auch Bären begegnet, sicher schon oft. Wenn sie Junge haben, sollen sie sehr ungemütlich sein. Aber ansonsten ist die Wahrscheinlichkeit, im Sommer Bären oder Wölfen zu begegnen, sehr gering. Dann schon eher im Winter, wenn sie Hunger haben und in die Nähe der Menschen kommen, die ja überall ihre Abfälle hinterlassen. Und ja, wenn man einem Bären begegnet, soll man sich ruhig verhalten und sich langsam zurückziehen. Na prima! Aber eigentlich begegnet man ihnen nicht, da sie uns eher wahrnehmen als wir sie, und abhauen.

Wenn ich bedenke, welcher Medienrummel um Bruno den Bären in Bayern gemacht wurde... Und hier sind sie alltäglich.

Wowa fuhr mit mir an einen See zum Baden. Aber ich habe keinen Badeanzug, gab ich zu bedenken. Kein Problem, da ist niemand, grinste er. Beim Anblick des Sees jedoch verging mir die Lust aufs Baden: Da lag Unrat drin herum, auch war der schlammige Boden dicht bewachsen, und tief gucken konnte man auch nicht. Igitt! Ich erklärte meine Bedenken, und so kehrten wir um. Mittlerweile hatte ich auch schon die oioioi-Kriegswege kennengelernt, die ich eher als einen trockenen Gebirgsbach bezeichnet hätte. Da würden die Deutschen ihre Stadtjeeps sicher nicht durchjagen. Aber der Lada Niva meisterte sie alle. Und dann hatten wir hinten rechts einen Platten! Mitten im Wald und sehr routiniert wechselte Wowa das Rad aus, lachte und plapperte dabei immer weiter.

Wowa kam auch auf seine Familie zu sprechen. Er hat eine Tochter und einen Sohn. Die Tochter ist 47, der Sohn ein paar Jahre jünger. Die erste Frau starb mit Mitte oder Ende 30, wurde im Winter von einem Auto überfahren. Die letzte Frau, mit der er vor Ludmila zusammengewesen sei, soll angeblich so gar nicht „sexuell“ gewesen sein, und wer das nicht sei, der altere schnell, vertraute er mir an. Nun ja, mag ja sein, aber trotzdem ist er für mich ein alter Zausel. Aber Ludmila soll toll sein! Dazu reckte er in typisch russischer Manier den ausgestreckten Daumen vor und rief aus „Woa!“ Die beiden sind erst seit einem halben Jahr zusammen, deshalb wohl ist die Liebe noch so frisch.

Am frühen Abend fuhren wir zurück nach Severobaikalsk ins Dorf, zu seinem Haus. Das ist eine Siedlung am Stadtrand, die von der Stadt einverleibt wurde. Sehr dörflich und mit Blick auf den Baikalsee. Alles Holzhäuser, und um alle Grundstücke sind blickdichte Holzzäune gebaut. Auch dies ist typisch russisch. Jeder baut sein Haus wie er will, wobei sie doch alle dem gleichen Stil folgen.

Die Hütte im Wald hat Wowa auch einfach so gebaut. Einzige Bedingung ist, dass er sie nachher irgendwo meldet, damit sie in die Karten eingetragen wird. Sie ist immer offen, und wer immer dort langkommt, kann in ihr übernachten.

Eben sind wir an einem Güterzug vorbeigefahren, der aus 67 Waggons mit Erdölbehältern bestand, davor und dahinter jeweils drei Loks. So etwas gibt es wohl nur noch in Russland.

Ludmila wartete schon auf uns. Sie begrüßte mich freundlich, zeigte mir den Garten. Der ist hauptsächlich mit Kartoffeln bestellt, und auf ein paar mit Holzbrettern begrenzten Beeten wachsen Möhren, Rote Bete, Salat, Zucchini, Erbsen, Saubohnen, in Gewächshäusern Gurken und Tomaten. Die Himbeeren und Erbsen werden gerade reif – bei uns ist das alles schon durch.

Es gab Abendbrot – Fleischbrühe mit Elchfleisch, Kartoffeln und Kräutern, dazu Salat aus Gurken und Tomaten mit viel Knoblauch und natürlich Brot. Das russische Brot ist herrlich. Die Deutschen und die Russen backen das beste Brot weltweit, finde ich. Und dann holte Wowa wieder den Wodka hervor.

Er hatte schon vor dem Abendbrot die Banja angeheizt, nach dem Abendbrot sollte ich rein. Ich hatte gedacht, ich würde mit Ludmila gehen, aber denkste. Sie wollte nicht und sagte, er werde mich schon versorgen. Ich war nicht ganz sicher, ob mir das recht war. Sein Grinsen war mir zu breit und süffisant geworden, seine Sprüche zu anzüglich, seine Hände kamen mir oft zu nahe. Aber was soll's, ich weiß mich ja zu wehren.

Mein linker Fuß ist seit Sonnabend nachmittag stark geschwollen – ein Mückenstich hat sich entzündet. Bisher hat nichts von Ludmilas Geheimrezepten geholfen: eine Kompresse, die ich selber anpinkeln musste, Kiefernharz, heißes (oh, sehr heißes) Salzwasser. Nun schmiere ich doch antibiotische Salbe drauf. Und jetzt liegt der Fuß vier Tage lang fast ständig waagrecht. Ach, aber am besten wäre jetzt eine ausgiebige Strandwanderung im Spülsaum...

Die Banja gehört mit zum Grundstück, das Wowa vor einem Jahr gekauft hat. Darauf stehen neben dem Haus noch ein Schuppen, das Plumpsklo und die Garage. Alles aus Holz. Der Kettenhund sorgte mit seinem zähnefletschenden Gekläffe dafür, dass ich auf dem Weg zum Klo immer einen Umweg durchs Kartoffelfeld mache. Vor dem hatte ich denn doch Angst. Also die Banja.

Im Vorraum zieht man sich aus, geht dann durch den Waschraum in den heißen Raum. Und der WAR heiß! So heiß, dass ich mir auf die Bretter noch das Handtuch legen musste, damit ich mir keine Verbrennungen auf der Haut holte. So lag ich dort im Backofen und begann langsam durchzugaren. Ein paar Minuten später folgte Wowa, nur mit Schlüpper bekleidet, eine Waschschüssel mit kaltem Wasser, eine Schöpfkelle und zwei Birkenreiser in Händen. Er warf eine Kelle voll Wasser auf die heißen Steine, und der Dampf ließ die Temperatur noch mal nach oben schießen. Auch Sascha muss mein Gejuche und Gejammere gehört haben. Der hatte uns abends noch mal kurz besucht, um zu verabreden, was man am Sonntag mit mir anstellen sollte. Auch wollte er sich mit Ludmila kurzschließen. Bei ihr übernachteten regelmäßig Touris, und ich hatte ihm den Tipp gegeben, mit Leuten wie ihr ein Netzwerk aufzubauen, um immer mal wieder Touris gegen Geld herumzuführen. Also besprachen sie sich. Wir hatten nebeneinander auf der Couch gesessen, Sascha und ich. Neben mich setzte sich später Wowa, uns gegenüber Ludmila, und ich kam mir vor wie die Tochter, die zu Hause ihren neuen Freund vorstellt. Ich habe Sascha ziemlich oft ansehen müssen, denn er war ganz verändert: War beim Friseur gewesen und sah auch jetzt wieder ganz „zivilisiert“ aus. Er sprach ruhig und überlegt. Komisch, dass er sich nicht in die Augen sehen lässt. Selten haben während der drei Tage, die wir miteinander verbrachten, unsere Blicke sich länger als ein oder zwei Sekunden gekreuzt.

Als ich schon in die Banja gescheucht wurde, stand Sascha noch rauchend draußen und sprach mit Ludmila. Ich habe keine Ahnung, wann er gegangen ist.

Wowa war also in den heißen Raum getreten. Er befeuchtete die beiden Birkenreiser und klatschte damit auf mich ein, von oben bis unten. Es war sehr angenehm, nur viel zu heiß. Zwischendurch durfte ich mir Gesicht und Hände mit dem Wasser kühlen, dann musste ich mich umdrehen und wurde auch auf der Rückseite durchgeklopft.

Zuletzt ließ Wowa mich wieder allein, und ich durfte endlich raus und mich im Waschraum kalt abspülen. Das tat ich mit Wonne, und ich dem Moment wäre ich auch raus in Schnee oder einen kalten See gesprungen, wenn es das gegeben hätte – was ich mir ja unter normalen Umständen nicht vorstellen kann. Schon das Tauchbecken in der normalen Sauna ist mir fast zu kalt. Aber ich war so aufgeheizt, dass mir das bereitstehende kalte Wasser viel zu warm schien. Ich wickelte mich ins große Tuch und legte mich im Vorraum auf die Couch, während drinnen sich jetzt Wowa selber traktierte. Dann setzte er sich zu mir und erzählte wieder Tausend Sachen, von denen ich nur 300 verstand. Ludmila gesellte sich zu uns, lächelte und schien die Situation ganz toll zu finden. Mir sagte sie ehrlich gesagt nicht ganz zu. Es ist ein unangenehmer Nachgeschmack geblieben.

Ich ließ mich zu einem zweiten Durchgang überreden, und dann ab ins Bett. Mein Bett war im Schlafzimmer gemacht, Ludmila schlief im Wohnzimmer auf der Couch und Wowa auf der Liege im Vorraum der Banja. Wenn sie Einquartierung haben, machen sie es auch so, und zur Not kann Ludmila dann auf der Bank im Waschraum der Banja schlafen. Ludmila borgte mir ein wunderschönes, duftig-zartes, weißes Nachthemd. So lag ich gegen Mitternacht im Bett. Um die blöden Mücken und das Geschnarche des Pekinesen, der bei Ludmila im Bett schlief, nicht zu hören, stöpselte ich mir wieder die Ohren zu. Aber so schläfrig ich auch in der Banja gewesen war – der Schwarztee vom Abendbrot tat seine Wirkung und ließ mich lange nicht zur Ruhe kommen.

Eben war der erste größere Bahnhof, an dem ich mir die Beine vertreten konnte: Lena. Ein paar neue Passagiere sind dazugekommen, alles Männer. Glücklicherweise nicht zu mir. Die

Deshurnaja wird es vielleicht so deichseln, dass ich nicht mit drei Männern zusammen reise. Anfangs hatte sie so was anklingen lassen. Übrigens habe ich um fünf ein Abendbrot serviert bekommen: Salat, Kascha, Würstchen und Brot. Ob ich echt Vollverpflegung erhalte?

Dienstag, 19. August, im Zug

Es ist noch recht früh. Aber ich habe schon ausgeschlafen und bin aufgestanden. Heute nacht hat sich das Abteil gefüllt: zwei Damen und ein Herr, augenscheinlich ein Paar mit Mutter. Die Frau über mir ist gerade aufgestanden, hat mich freundlich angelächelt. Draußen zieht unter einem schweren Himmel die Taiga vorbei, jetzt aber nur noch in der Ebene, und eingestreut viele offene Flächen, die wie Moore aussehen. Und weiter geht's!

Sonntag.

Natürlich war ich mal wieder ewig früh wach. Oh, dieses schicke Nachthemd! In der verspiegelten Schranktür konnte ich mich selber liegen sehen, auf den beiden Kissen, eingehüllt in den cremeweißen zarten Stoff. Nebenan – ohne Tür – schnarchte der Pekinese. Sobald ich mich rührte, fragte Ludmila von nebenan nach meinem Fuß. Ja, der war noch immer dick, aber weniger als am Tag zuvor. Eine Weile lag ich noch rum, aber das kann ich ja nicht lange. Also hoch.

Auch Ludmila stand auf, und irgendwann schneite Wowa herein. Wir bereiteten Frühstück vor, und Wowa berichtete mit süffisantem Grinsen, es sei eine lange Nacht geworden mit einem ganz bestimmten Traum, der sich um eine ganz bestimmte Person drehte. Wollte ich das wirklich wissen? Ich habe zu allem nur gelacht. Immer wieder in diesen zwei Tagen haben mich die beiden angeguckt und ganz verliebt festgestellt, wie hübsch ich sei, Modelfigur, gut, klug, alles dran, schöne lange Beine, sportlich, jung... Und immer wieder: wie hübsch – такая красота! Nun denn, wenn sie meinen. Wer hört das nicht gern? ☺ An diesem Tag wollten wir mit motorisiertem Schlauchboot rausfahren. Losgekommen sind wir erst um zwölf. Ludmila bereitete erst unsere reiche Pilzernte zum Trocknen vor. Wir hatten am Sonnabend innerhalb von insgesamt zwei Stunden drei große Säcke mit dem Krause-Glücke-ähnlichen Pilz und einen großen Korb voller Steinpilze gesammelt, und Wowa hatte sich noch beschwert, was für eine magere Ernte das sei. Wenn der wüsste! Wowa ließ derweil den platten Reifen reparieren, und Ludmila stellte mich zu kleineren Hilfsarbeiten an.

Der Lada Niva ist eigentlich nur zweisitzig, weil Wowa die Rückbank ausgebaut hat, um mehr Laderaum zu haben. Aber er baute mir nun einen Sitz und polsterte ihn mit allerlei Tüchern und Lappen. Ich kletterte hinein, die beiden stiegen vorn zu, der Pekinese Katja sprang auf Ludmilas Schoß, und Punkt zwölf schaukelten wir endlich los. Morgens hatte es geregnet, aber nun verzogen sich die Wolken. Oberhalb der Stadt hielten wir. Toller Blick auf die Stadt und den Baikal. Auch die Glimmerseen konnte man in der Ferne erahnen. Am Aussichtspunkt standen kleine Bäumchen, dicht behängt mit bunten Bändern. Das kommt aus dem burjatischen Buddhismus. Jedes Bändchen symbolisiert einen Wunsch, den jemand beim anknüpfen desselben ausgesprochen hat.

Holperige Wege führten uns zum ersten Glimmersee, und obwohl es Sonntag war und die Glimmerseen so beliebt sind wie bei uns die großen Strandbäder, waren doch recht wenig Leute da, und wir fanden einen Uferabschnitt ganz für uns. Wowa bereitete das Boot vor, und wir fuhren raus auf den See, während Ludmila und der Pekinese Katja sich am Ufer ergingen. Der See war fast kreisrund, umgeben von Bergen, klar und sauber, und das Plankton schillerte golden. Später baute Wowa den Bootsmotor ab, und ich ruderte noch mal allein raus. Endlich mal ein bisschen bewegen! Das Rudern war bei dem wechselnden Wind nicht ganz einfach,

zumindest was das Halten des Kurses betraf. Aber es machte viel Spaß, da allein draußen auf dem Wasser. Wowa badete, nach ihm Ludmila, FKK. Und da sie das tat und niemand sonst in der Nähe war und das klare Wasser mich lockte, die Wärme mich drückte – so zog auch ich mich aus und schwamm herum, während die beiden „Alten“ vom Ufer aus zusahen. Als ich wieder rauskam, waren sie die reine Bewunderung. Ludmila kann zum Beispiel nicht schwimmen. Sie hat es nie gelernt, weil sie in einer Gegend Russlands großgeworden ist, in der es keine größeren Gewässer gibt.

Später fuhren wir weiter an eine Baikalbucht, und auch dort fuhr ich mit Wowa wieder raus, das war herrlich. Die Wellen schaukelten uns, das Plankton schimmerte golden, in der Ferne zeichneten sich die Berge des gegenüberliegenden Ufers ab. Einen großen Adler sahen wir und Raben, echte Raben! Wowa erzählte von den Nerpas, die vor allem im Winter auf dem Eis hier zu sehen sind. Wie hübsch sie seien mit ihren großen Augen. Und sie kämen oft in Massen. Wenn ich das nächste Mal käme, dann würden wir mit einem größeren Boot das Baikalufer entlangfahren, dann könnte ich die Bären am Ufer beobachten. Ja, Bären können sehr gut schwimmen, und sie kommen auch mal in den Baikalsee, aber nur ufernah.

Während unserer Bootstour hatte Ludmila Kräuter gesammelt.

Wir kehrten am Spätnachmittag um. Ich hätte jetzt gern meine Sachen gepackt und wäre in die Stadt gefahren, um den Tag in Ruhe ausklingen zu lassen. Ihre Gastfreundschaft wurde mir ein bisschen zu anstrengend. Auch beunruhigte mich der dicke Fuß. Aber sie ließen mich nicht gehen. Gegen das Versprechen, am Montag früh um acht hier abzuhauen, blieb ich. Ließ mir von Ludmila ein heißes Fußbad mit Salz machen, während Wowa noch mal losfuhr. Ich hatte irgendwann erwähnt, dass ich früher oft mit Mutti in der Wanne gesessen und Sekt getrunken hatte, so kam Wowa mit Sekt und Schokolade zurück. Ludmila schickte mich ins Bett, und da saßen wir dann zu dritt mit besagtem Sekt und Schokolade.

Und tatsächlich, **gestern** früh war Wowa um sieben auf, und kurz nach acht brachten sie mich runter in die Stadt. Ich packte, kaufte ein, ging ins Internet, aß und sprach mit Ludmila. Dann begleiteten sie und Kolja mich zum Zug, wo auch Sascha und Ehefrau hinkamen. Aber das hatten wir ja schon.

Nun will ich endlich frühstücken. Wir sind gerade in Taischet. Hier endet die BAM, und nun geht es auf der Transsib-Strecke weiter. An jeder größeren Station laufen je zwei Arbeiter auf beiden Seiten unten am Zug entlang und schlagen mit langen Hämmern auf die Teile der Fahrgestelle, das es klingt wie ein Musikstück. Wahrscheinlich erkennen sie am Klang, ob noch alles heil ist. Jedes Teil hat seinen eigenen Klang. Eines klingt zum Beispiel wie ein Becken, ein anderes wie ein Xylophon.

Abends.

Meine Mitreisenden sind ein nettes Paar, die Mutter ist in Krasnojarsk schon ausgestiegen. Draußen regnet es, ich lese Heine, aber meine Gedanken schweifen immer wieder ab – zurück und vorwärts.

Mittwoch, 20. August, im Zug

Es tut sich nicht viel: schlafen, essen, lesen, schlafen. Ich bekomme von meinen Mitreisenden andauernd Eis geschenkt, auf jedem Bahnhof. Die Deshurnaja putzt, und heute morgen kamen mehr als 15 Leute hier vorbei und wollten uns Schapkas, Stolas, Tünneff und Spielzeug verkaufen. An den größeren Stationen gehe ich spazieren und lausche dem Abklopfen der Räder. Eben nach dem Mittag, das wir wieder serviert bekamen, habe ich geschlafen und wild geträumt: Ich war irgendwo draußen, sollte jagen und fürchtete mich vor den wilden Tieren.

Donnerstag, 21. August, im Zug

Es ist noch früh am Morgen, Station Perm. Endlich wackelt mal nicht alles. Seit früh um zwei bin ich wieder allein im Abteil, das Paar ist in Swerdlowsk oder Jekaterinburg, je nachdem, ausgestiegen. Sie haben mir gestern dreimal Eis mitgebracht und mir Obst und Joghurt geschenkt. Beim Abschiedsfoto sagte Wolodja, Sonja solle unbedingt mein hübsches Lächeln fotografieren. Ach, diese vielen schönen Komplimente. ☺

Nachts habe ich wie wild geträumt und so tief geschlafen, dass Sonja eine Weile an mir rütteln musste, ehe ich mitbekam, dass es nicht im Traum war, sondern echt. Seltsam, wo ich doch sonst immer so einen leichten Schlaf habe. Ich hatte sie gebeten, mich zu wecken, wenn sie aussteigen, damit ich mich von ihnen verabschieden kann. Danach habe ich nur noch im Halbschlaf gelegen, und draußen tobte sich bestimmt eine Stunde lang ein Gewitter aus, von dem ich aber die Donnerschläge nicht mitbekam. War es nur Wetterleuchten? Und war dieses Gewitter der Grund, dass wir jetzt eine halbe Stunde Verspätung haben?

Heute früh habe ich meine Uhr erneut um eine Stunde zurückgestellt und bin der Moskauer Zeit jetzt nur noch eine Stunde voraus. Ach, und da lag ich und hatte solche Sehnsucht nach den Mädels, der Wohnung, dem Garten. Aber wenn ich wirklich an „nach Hause“ dachte, dann dachte ich an die Ostsee. Ich träumte mir einen Job und Wohnung irgendwo in Stralsund oder Greifswald. Vielleicht ist das ja eine Perspektive.

Freitag, 22. August, im Zug

Noch ganz früh, kurz nach vier, wir sind bald da. Mir ist gerade aufgefallen, dass ich mich beim Blick nach draußen fühle wie als Kind im Herbst oder Winter, wenn es schon dunkel war: Da leuchteten auch überall in den Straßen diese Laternen mit ihrem orangefarbenen Licht, das von weitem eher blendet, als Helligkeit zu spenden. Auch die Ansammlung dieser orangefarbenen Lichtpunkte in der Ferne und der feine Dunst, den sie durchscheinen – es fühlt sich an wie früher, wenn wir durch Rostock fuhren.

Wieder ein komisches Gefühl im Bauch – ankommen in einer fremden Stadt. Und ich habe über 16 Stunden Aufenthalt! Warum tun sie den Reisenden das an, dass man immer den ganzen Tag in Moskau abhängen muss?

Hoffentlich holt Mischa mich ab, und mal sehen, was er heute zu tun und wann er Zeit hat.

Nachmittags, Moskau.

Hab ich meinen Kwass doch noch bekommen. Mit dem sitze ich jetzt im Park am Roten Platz, inmitten von Menschen.

Moskau ist belastend, laut, laut, laut. Den Botanischen Garten zu finden, war eine Odyssee im Wortsinne. Wieso benennen sie eine Metrostation nach ihm, wenn man ihn vor dort aus nicht erreicht? Ich bin mehrmals hin- und hergeschickt worden, und dann endete ich irgendwo in einem verwilderten Park, in dem Obdachlose rumhängen, wurde von einer Frau auf eine Straße geschickt, neben der es keinen Fußweg gab, nur so einen wilden Trampelpfad. Zuletzt fand ich einen Eingang zum Garten mit einem Durchgang-verboten-Schild, aber das habe ich glatt ignoriert. Im Garten machte ich mich zuerst nach dem Haupteingang auf die Suche. Und dann war der Weg versperrt. Aber das Schloss und die Kette waren nur Attrappe, das Tor ließ sich öffnen. Hernach sah ich endlich auch andere Besucher. Aber wie fast überall außerhalb Westeuropas ist auch dieser Botanische Garten nur ein schöner Park – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Blaumeisen in Schwärmen um ein paar Kekskrümel, sogar ein Kleiber kam

kurz dazu. Und eben hier zu meinen Füßen – die neben mir krümelt herum – in einer großen Schar Spatzen und Tauben auch ein Star!

Die Moskauer Metro mag ja schnell und billig sein. Aber der Lärmpegel, den sie den Fahrgästen zumuten, ist unerträglich. Ich hab mir streckenweise die Ohren zugehalten. Hab eben auch Souvenirs gekauft. Nur von der Schokolade bin ich enttäuscht: Fast nur Waffelfüllungen, na toll. Und dafür hab ich elf Euro bezahlt?!

Ob das Treffen mit Mischa nachher klappt? Eigentlich hab ich nichts dagegen, die restlichen Stunden auch allein zu verbringen, sind ja nur noch vier.

Sonnabend, 23. August, im Zug, irgendwo in Polen

Natürlich kam Mischa gestern nicht mehr. Egal. Ich bin nun mal nicht der Typ, der sich unbedingt bis auf die letzte Minute nicht festlegen und unbedingt alles kurzfristig mit Handy klären muss. Da ich aber das Ladekabel verloren habe und ihn somit nur per Mail erreichen konnte, hat es nicht mehr geklappt. Ich hatte ihn noch aus dem Zug mit dem Telefon meiner Abteilmachbarn angerufen, aber selbst da mochte er sich nicht festlegen, obwohl er wusste, dass ich kein Handy zur Verfügung habe. Ich habe dann aber tagsüber niemanden mehr getroffen, den ich hätte um ein kurzes Telefonat bitten können oder wollen. So hoffte ich auf die Mail – umsonst.

Also habe ich noch ein bisschen nach Souvenirs geguckt, meine letzten Rubel ausgegeben und mich auf den Bahnhof gesetzt. Wahnsinnig viele Leute saßen da rum.

Dann das „Boarding“. Obwohl schon alle Passagiere vor den geöffneten Türen warteten, ließen die Deshurnajas uns erst 30 Minuten vor Abfahrt einsteigen. Die erste Nacht verbrachte ich allein in meinem Abteil, welch ein Luxus. Heute früh in Minsk stieg eine ältere Frau zu, die sich im Laufe unserer Gespräche auch gleich in mich „verliebte“, und wie hübsch und klug ich doch sei... Mit solchen Komplimenten sind die Russen (ich meine damit nicht nur Russland, sondern die ganze Region der ehemaligen Sowjetrepubliken) scheinbar recht freigiebig. Aber es freute mich zu hören, dass mein Russisch sehr gut sei und nur einen leichten Akzent aufweise. Sie hat mir auch aus der Hand gelesen und stellte fest, meine Lebenslinie sei sehr lang und durchgehend, ich könne also mit einem langen und schönen Leben rechnen. Denn man tau!

Vorhin wechselten sie wieder die Fahrgestelle und kontrollierten unsere Pässe an der weißrussisch-polnischen Grenze. Das dauerte ungefähr drei Stunden. Sie hatten alle Pässe eingesammelt und teilten sie danach recht zielsicher wieder aus. Was bin ich froh, dass die EU uns diese ganzen Grenzkontrollen erspart... So viele Uniformierte, die alle Gehalt bekommen... Ich habe vorhin über den Sinn von Visa nachgedacht und als einzigen Grund gefunden, dass sie dem Staat Geld bringen. Aber frisst der zugehörige Verwaltungsapparat dieses Geld nicht wieder komplett auf? Wozu also Visa? Warum nicht einfach ein Ein- und Ausreisestempel im Pass, und gut is?

Ich freu mich so aufs Wiederkommen!

Jetzt ist mein Russisch wieder da, dafür ist das Spanisch nun verschütt gegangen. Komisch, englisch ist in meinem Kopf immer präsent, aber russisch und spanisch scheinen so dicht nebeneinander zu liegen, dass sie sich gegenseitig verdrängen. Naja, sie klingen aber auch sehr ähnlich.

Nur noch eine Nacht, und dann bin ich wieder in vertrauter Umgebung.

Seltsam. Seit der Weltreise bin ich auf jeder Reise genauso gestimmt wie auf der Weltreise, und es fühlt sich an, als sei ich noch immer unterwegs.

Sonntag, 24. August, im Zug, schon in Deutschland

Noch ganz früh, ich konnte nicht mehr schlafen und kann es kaum erwarten anzukommen. Eben, beim ersten Blick hinaus auf die morgendlich dämmernden kleinen Städtchen hier in Deutschland wurde mir klar, warum die Russen von Deutschland so begeistert sind: Es ist hübsch adrett, modern und sauber, ordentlich und gepflegt. In Russland ist auch vieles schön. Oder besser gesagt: Es war schön, aber jetzt ist es alt und runtergekommen. Wie schön ist Deutschland! Es sieht aus wie ein Spielzeugland, wie die Miniaturwelt in Hamburg... Dafür fehlt jetzt das aus Russland und von früher so vertraute Du-dumm-du-dumm der Schienen.

Abend, wieder zu Hause.

Frauke hat am Zug auf mich gewartet, das war toll!

Komisch – ich fand die Reise zu kurz, und doch freue ich mich sehr, wieder da zu sein.